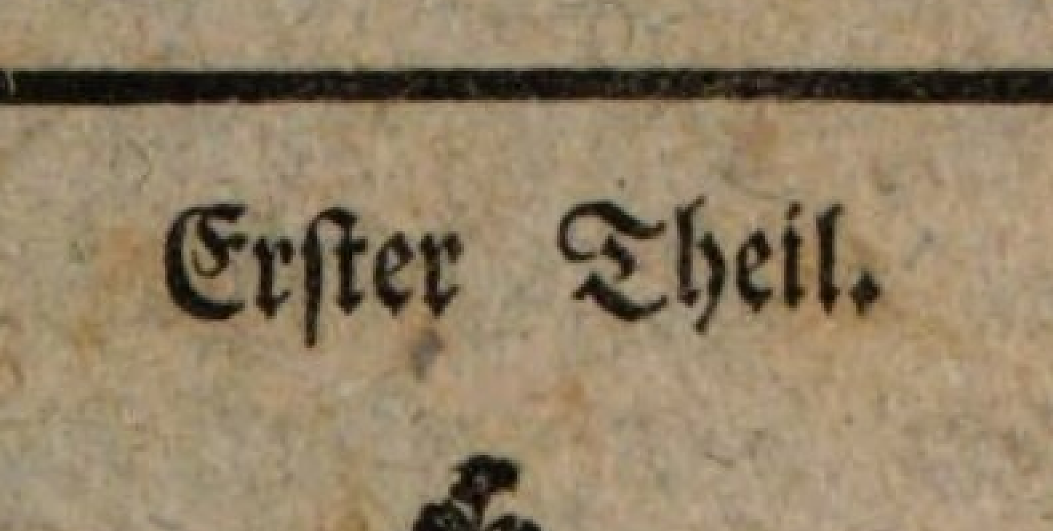
Die Geschichte
Gottfried Walthers,
eines Tischlers,
und
des Städtleins Erlenburg.

Ein Buch
für Handwerker und Leute aus dem Mittelstand.

Herausgegeben
von
Johann Martin Miller,
Prediger und Professor zu Ulm.

Erster Theil.



Ulm, 1786
bey Johann Konrad Wohler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht

an Recensenten, Zeitungsschreiber, Prediger und andre Gelehrte.

Gegenwärtige Geschichte Gottfried Walthers ließ ich in den Jahren 1779 und 1780 in der periodischen Schrift: Beobachtungen zur Aufklärung des Verstandes und Besserung des Herzens nach und nach abdrucken. Sie wurde zwar, so viel ich weiß, nicht ungern und nicht ohne Beyfall gelesen, allein größtentheils von Personen aus der Zunft der Gelehrten, denen die Beobachtungen fast allein in die Hände fielen. Der Nichtgelehrte, und der Mann aus dem Mittelstande hatte

 weder

weder Beruf, noch Gelegenheit, noch Geld, sich die Beobachtungen anzuschaffen.

Da aber die Geschichte Gottfried Walthers ihrem Gegenstand und Innhalt, auch dem Tone nach, in dem sie geschrieben ist, mehr ein Buch für den Nichtgelehrten, den Bürger und den Mann aus dem Mittelstand, als für den Gelehrten und unsre gewöhnliche Bücherleser ist, so gieng ich schon lange damit um, diese Geschichte, nach dem Wunsch und Verlangen einiger Personen, deren Rath ich gerne folge, besonders abdrucken zu lassen, in der Hofnung, sie werde dann dem Nichtgelehrten und Mittelmann eher in die Hände fallen und nicht ohne Nutzen und Vergnügen von ihm gelesen werden.

Soll aber diese Hofnung in Erfüllung gehen, so müssen sich nothwendig Recensenten, Prediger und andre Gelehrte, die Einfluß auf die Denkungsart, die Meynungen und Handlungen des Mannes aus dem Mittelstande haben, meines Büchleins annehmen, und ihm Eingang in den Bürgershäusern verschaffen. Ich bitte also die Recensenten — vorausgesetzt, daß sie es mit

gutem

gutem Gewissen thun können, und das Buch seinem Zweck entsprechend finden — bey Anzeige dieser Geschichte, hauptsächlich Prediger auf ihr Daseyn, ihren Innhalt, und ihre Eigenschaften aufmerksam zu machen; Und meine Amtsbrüder, die Prediger, bitte ich, wenn sie hie und da mit Gliedern aus ihrer Gemeinde sprechen, und diese sich nach einem Buch erkundigen, das sie an Sonntagen und in ihren Freystunden mit Nutzen und Vergnügen, oder doch ohne Schaden, lesen könnten, ihnen unter andern Volksbüchern auch meinen Walther zu nennen und zu empfehlen.

Die Frage, ob denn Leute aus dem Mittelstande, ausser der Bibel und ein paar Predigtbüchern, auch ein andres, per abusum sogenanntes weltliches Buch lesen sollen, will ich jetzt nicht weitläuftig untersuchen. Viele Leute aus dem Mittelstande thuns in unsern Tagen, und ich wüßte nicht, warum man es ihnen abrathen sollte, da durch eine zweckmässige und wohlgewählte Lectüre doch immer der Verstand aufgeklärt, und dadurch auch dem Bürger manche nützliche Kenntnis und Wahrheit beygebracht wird, die er wohl in Bier- und Weingesellschaften, die ihm ausserdem auch

noch gefährlich werden können, schwerlich erlangt haben würde. Allein schädlich kann ihm das Bücherlesen leicht werden, wenn seine Wahl auf unschickliche, entweder ganz unmoralische, die guten Sitten beleidigende Bücher, wie Till Eulenspiegel und Consorten, oder doch auf solche fällt, die seiner Denkungsart, seinen Neigungen, Begierden und Wünschen eine ganz falsche Richtung geben, wie z. E. abentheuerliche Liebes- oder Seefahrersgeschichten, die schon manchen Handwerkspurschen, Kaufmannsjungen und andre unerfahrne junge Leute mit leicht zu erhitzender Einbildungskraft, dem väterlichen Haus und den Ihrigen entzogen und in die weite Welt hinaus, auch nicht selten in Noth und Elend, gelockt haben. Und daß Bücher dieser Art bisher grossentheils die Volkslectüre ausmachten, weiß doch wohl ein jeder.

Daß Walthers Geschichte nicht in diese Klasse gehört, darf ich hoffentlich mit gutem Gewissen sagen. Ja, ich wage noch mehr zu hoffen, daß nehmlich manches gangbare Volksvorurtheil drinn bekämpft, manche brauchbare Lebensregel für den Bürgers- und Mittelmann, und Stoff zu mancher guten, auch religiösen Empfindung drinn enthalten seyn werde.

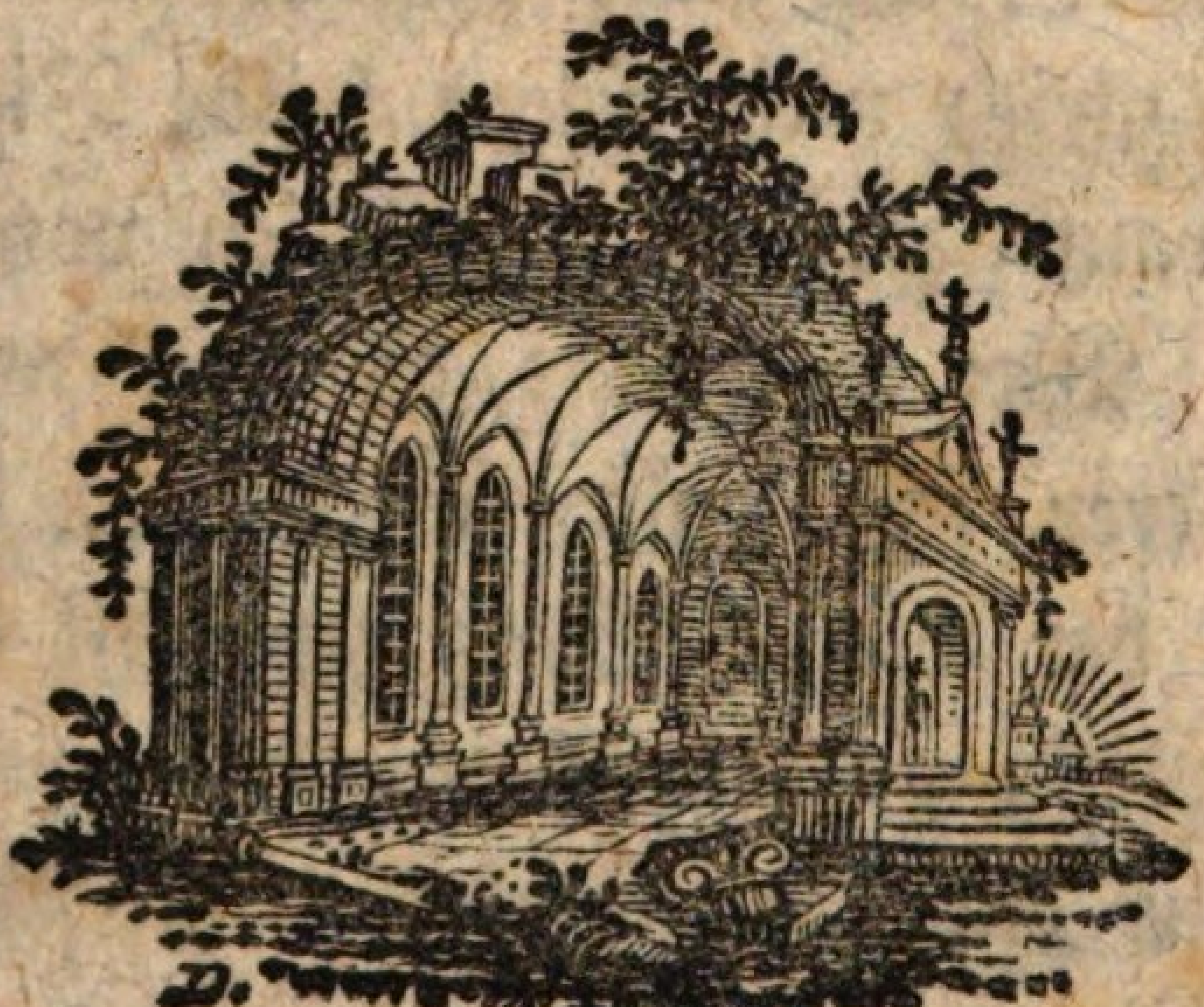
Faßlich und gemeinverständlich zu seyn, das mußte ich mir natürlich bey Ausfertigung dieses Buchs zu einem Hauptzwecke machen. Darauf dacht ich schon, als ich es das erstemal drucken ließ, sah aber bey diesem zweyten Abdruck noch sorgfältiger darauf. Wer sich die Mühe nehmen, und nur ein paar Bogen der beyden Abdrücke mit einander vergleichen will, der wird finden, daß ich auf jedem Blatt bald mehr, bald minder beträchtliche Abänderungen vorgenommen habe, die alle auf Faßlichkeit und Gemeinverständlichkeit abzielen. Daß demohngeachtet doch noch oft ein Ausdruck oder ein Wort nicht ganz passend und treffend sey, ob ich gleich nicht selten halbe Viertelstunden lang drauf sann, das geb ich von Herzen gern zu. Wer es nicht glauben will, daß nichts schwerer sey, als für die Klasse von Menschen, der dieses Buch zunächst bestimmt ist, zweckmässig zu schreiben, der versuche es und setze nur ein paar Bogen in dieser Absicht auf!

Wenn ich nur einigen unsrer nichtgelehrten Mitbürger durch dieses Buch Nutzen und Vergnügen schaffe, so bin ich schon hinlänglich für meine Mühe belohnt.

Für möglichst wohlfeilen Preis wird die Verlagshandlung, ihrem Versprechen gemäß, sorgen.

Ulm im April 1786.

J. M. Miller,
Prediger und Professor.



Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Nachricht von der ehemaligen Lebensart in Erlenburg.

Gottfried Walther ward in den Zwanziger Jahren in einem kleinen Landstädtchen, Namens Erlenburg, gebohren. Treue, Redlichkeit und Fleiß herrschten damals noch beynahe durchgängig unter den Einwohnern dieses Städtchens. Fast jeder Bürger war mit dem andern verwandt, oder doch durch Freundschaft und gemeinschaftliches Wohlwollen mit den übrigen verbunden. Die Woche über gieng jeder seinen Berufsgeschäften treulich nach; Am Sonntage sah man sich zweymal in der Kirche, und nach der Mittagspredigt besprachen sich die Alten mit den Alten, und die jungen Leute mit ihres gleichen, wohin man einen Spaziergang machen, oder an welchem Ort im Städtchen man sich antreffen wolle. Zur Zeit der guten Witterung giengen die verheyratheten Männer mehrentheils mit ihren Weibern und mit ihren jüngern Kindern auf ihre Kornfelder

 und

und in ihre Baum= und Küchengärten hinaus, besahen da den Seegen Gottes und ihres Fleisses auf dem Erdboden und auf den Bäumen, und dann hatten sie in ihren kleinen Gartenhäusern ihre Anverwandte oder Nachbarn zur Gesellschaft. Die Männer tranken ein Glas Bier und rauchten eine Pfeife, und die Weiber assen Obst, wenns die Jahrszeit mit sich brachte, oder selbstgemachte Kuchen und dergleichen. Man besprach sich über dieß und jenes, über das Handwerk und die Einrichtung des Hauswesens, über neue fürstliche Verordnungen, über die Predigten, die der Pfarrer heut gehalten hatte. Mancher Bürger brachte auch zuweilen eine Zeitung mit, und da seufzte man über den leidigen Krieg, bedauerte das Land und Volk, bey dem er wüthete, und wünschte ihm von Gott den Frieden. Dann gieng man zufrieden, zwar gesättigt, aber dennoch nüchtern, wieder heim, und trat am Montag seine Arbeit mit Gebeth und Freuden wieder an.

Die jungen Leute giengen Abends bey guter Jahrszeit mit einander um das Städtchen, und setzten sich dann auf die Mauer zwischen dem Stadtthor, wo man allerley unschuldige Erzählungen und Scherze vorbrachte. Die Handwerkspursche giengen manchmal auf die Herberge, wo sie Bier tranken und einander mancherley erzählten, was sie in der Fremde da und dort auf ihrer Wanderschaft gesehen hatten.

An drey oder vier Festen, die das Städtchen jährlich feyerte, giengen Alt und Jung auf den Schützenhof oder in ein Wirthshaus in der Stadt;

Da

Da trank man vier= oder höchstens fünf=Groschen=wein, aß und scherzte, sang und tanzte, und war guter Dinge. Doch blieb man bey dieser Frölichkeit so sehr in Schranken, daß der Pfarrer, der ein frommer, eifriger und strenger Mann war, selber hätte mit dabey seyn können, ohne das geringste Aergernis zu nehmen. So giengs auch zur Winterszeit im Wirthshaus in der Stadt zu, wo die Bürger Sonntags sich versammelten und den Abend in der grösten Mäßigkeit und Ordnung mit einander zubrachten, da indessen ihre Weiber sich zu Haus besuchten, aber nicht, wie jezt fast überall gewöhnlich ist, um ihre Nachbarn und Bekannten zu verläumden, oder auf die armen Dienstmägde zu schelten; Denn ein jedes hatte für sich selbst genug zu thun, und hatte keine Zeit, auf andre Acht zu geben und ihre Fehler aufzusuchen; Auch nicht um das Geld, das ihre Männer sich die Woche durch mit ihrem Fleiß erworben hatten, im Caffee zu vertrinken; Denn sie kannten dieß Getränke, das den Körper schwächt, zur Wollust reitzt, und unser ohnedieß schon armes deutsches Vaterland noch ärmer macht, noch gar nicht. Blos vom Stadtschreiber sagte man sich ins Ohr, er trink an Sonn= und Feyertagen Caffee, man wußte aber kaum noch, was das sey.

So waren denn die Erlenburger ein sehr glückliches Völklein, lebten still und ruhig, übten Zucht und Ehrbarkeit, dienten Gott und ihrem Nächsten in der Stille, waren zwar eben nicht reich, aber auch nicht arm. Ein jeder lebte glücklich, weil er mit sich und dem Seinigen zufrie=

den

den war. Die meisten lebten vom Tuchmachen und Strumpfweben. Weil sie gute, dauerhafte Waare verfertigten, so kamen alle Vierteljahre etliche Kaufleute aus der Residenzstadt, welche ihnen ihre Arbeit gut bezahlten. Die andern trieben die zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens nöthigen Profeßionen und Handwerke. Jeder hatte dabey seinen Acker und sein Gärtchen, wo er das, was man ins Hauswesen braucht, selber baute. Jeder gab der Obrigkeit seine Steuern und Abgaben richtig, und was ihm dann übrig blieb, war sein. Klagen über Nahrungssorgen waren unter ihnen etwas beynah unerhörtes. Auch that keiner seinem Nachbar oder Zunftgenossen Abbruch.

Zweytes Kapitel.

Von Gottfrieds Eltern und seiner Geburt.

So sahs in Erlenburg aus, als Gottfried Walther da gebohren wurde. Sein Vater war ein Tischler oder Schreiner, der ein mittelmäßiges Vermögen besaß, und bey seinem Handwerk, das er gut verstand, sich recht wohl nährte. Er war ein Ausbund von einem braven Handwerksmanne, fleißig, treu, gewissenhaft und gottesfürchtig. Sobald der Tag zu grauen anfieng, stand er auf; Seine Frau las ihm den Morgenseegen; Dann gieng er an seine Arbeit, sang sein Morgenlied dazu, und verließ den ganzen Tag die Werkstatt nicht, wenn er nicht mußte. Des Abends, und

zumal

zumal im Winter, las er in der Bibel und erbaute sich daraus mit seiner Frau. Am Sonntag gieng er zweymal in die Predigt, las zu Haus noch seiner Frau aus Luthers Hauspostille vor, besprach sich mit ihr über die Predigten, die sie heut gehört hatten, und über andre geistliche Dinge, und gieng Abends auf das Feld hinaus, oder zu ein paar Bürgersmännern, welches seine Vettern waren, wo er zu seiner Pfeife Tobak ein Glas Bier trank.

Jedermann im Städtchen liebte ihn, und hatt' ihn gerne. Er machte gute, dauerhafte Arbeit, und war in seinen Forderungen äusserst billig. Es war ausser ihm nur noch Ein Tischlermeister in Erlenburg, der aber schlechte Arbeit machte, und deswegen wenig Kundschaft hatte, und mit seinen Kindern beynah darben mußte. Walther hatte Mitleid mit ihm, und gab ihm, so oft er viele Arbeit hatte, etwas zu verdienen, oder wieß die Leute selbst zu ihm, wenn sie bey ihm etwas bestellten, das nicht viele Kunst erfoderte. Er war sehr angesehen im Städtchen, ob er gleich kein Gerichtsmann war. Das kam theils von seiner Redlichkeit, theils auch daher: Er besaß vom Vater, Großvater und Urgroßvater her eine geschriebene Chronik von Erlenburg, wo alles, was im Städtchen schon seit mehr als hundert Jahren Merkwürdiges sich zugetragen hatte, fleißig aufgezeichnet war. Wollte nun ein Bürger wegen eines Haus- oder Feldverkaufs, wegen einer Gerechtigkeit, oder einer andern Sache sich Raths erholen, so gieng er nur zu dem Meister

ster Walther, und erhielt da immer richtigen Bescheid und guten Rath. Die Fortsetzung dieser Chronik machte einen Theil seiner Sonntagnachmittagsbeschäftigungen aus. Auch bey dem Pfarrer, einem sehr gelehrten und dabey sehr frommen Manne galt er viel, und brachte oft am Sonntag Abends ein paar Stunden bey ihm zu, wo ihm der Pfarrer Neuigkeiten erzählte, die sich eben damals in der Welt zutrugen, oder über allerley erbauliche Materien mit ihm sprach, und ihm das erklärte, was er bey seinem Lesen in der Bibel nicht verstanden hatte.

Walthers Frau, Marie, besaß alle Eigenschaften einer frommen und rechtschaffenen Hausfrau. Sie hatte ihren Mann aus herzlicher Liebe geheyrathet, und weil er so brav und rechtschaffen war. Deswegen dauerte ihre Liebe zu ihm immer fort, blieb sich immer gleich, und diese Ehe war die vollkommenste, glücklichste gegenseitige Freundschaft, die bey Eheleuten so gar selten ist, und doch allein das Glück des Ehestandes ausmacht. Marie verstand das Hauswesen aus dem Grunde; Wenn sie nichts zu arbeiten hatte, so war ihr nicht wohl; Dabey war sie immer munter, und gefällig gegen ihren Mann; Sie gab jedermann das Seine, theilte von dem ihrigen den Armen mit, und diente Gott nicht nur äusserlich und in der Kirche, sondern auch in ihrem Hause durch Gebeth, Gesang und Bibellesen, und noch mehr durch ihre Thaten. Aus ihrem Munde kam kein böses Wort gegen ihren Mann, kein Schimpfen und kein Schelten über die Gesellen,

len, und, was das seltenste bey einem Weibe ist, keine einzige Verläumdung ihrer Nachbarinnen oder eines Menschen aus dem Städtchen. Die Sorge für ihr Hauswesen gab ihr gnug Beschäftigung, und ließ ihr keine Zeit, sich um andre Leute zu bekümmern. Sie hielt jedermann für gut und redlich, weil sie selber gut und redlich war, und erhielt dadurch den Vortheil, daß man überall gut von ihr sprach und dachte.

Drey Jahre lang lebte sie mit ihrem Mann im Ehestand, ohne Kinder zu bekommen, und seufzte oft deswegen in der Stille. Endlich wurden ihre frommen Seufzer auch von Gott erhört, und sie bekam des Ehstands schönsten Seegen, einen Sohn. Dieser Sohn war unser Gottfried Walther, dessen Leben und Geschichte ich dir, lieber und geneigter Leser, jezt erzählen will. Die Freude der frommen Eltern über dieses Kind war unbeschreiblich groß, und ihre gröste Sorgfalt gieng jetzt darauf, ihren Gottfried gut und christlich zu erziehen. Sie erzogen ihn mit Liebe, ohne doch ihn zu verzärteln. Gottfried war ein schöner, offenherziger, muntrer Knabe, hatte schönes, weißes Haar, helle, blaue Augen, und ein äusserst zutrauliches und lenksames Gemüth. Die Eltern liebten ihn wie ihren Augapfel, und sahen täglich, wie sich seine gute Gaben mehr entwickelten. Oft dankten sie Gott mit Thränen für Sein großes, herrliches Geschenk, und gelobten Ihm, das Kind zu Seiner Ehre zu erziehen.

Wenn

Wenn der kleine Gottfried an den Brüsten seiner Mutter lag, und sie mit ihren Küssen ihn bedeckte, da sah der Vater oft mit einem nassen, dankerfüllten Auge zum Himmel. Hundertmal des Tags sah er von seiner Arbeit weg und auf den Knaben, legte oft den Hobel weg, und herzete und drückte seinen Gottfried. Als der Kleine nun zu lallen anfieng, und einmal an einem Nachmittag das erstemal den Namen Papa aussprach, da sprang er vor Freuden zu ihm hin, nahm ihn auf den Arm, und ließ seine Frau dem Kleinen Kuchen backen.

Drittes Kapitel.

Wie Gottfried erzogen wird, und in die Schule kommt.

Marie gebahr nachher noch ein Kind, das ein Mädchen war. Es starb aber nach drey Wochen wieder. Desto herzlicher liebten beyde Eltern ihren Gottfried, weil er ihr einziges Kind war.

Dieser hatte unterdessen vollkommen reden gelernt, und nahm täglich an Verstand und Leibeskräften zu. Die Eltern kauften ihm ein A. B. C. Buch, und die Mutter lehrte ihn bey ihrer Arbeit nach und nach die Buchstaben kennen. Er begrief sie ziemlich schnell. Die Freude seiner Eltern war darüber unbeschreiblich groß, und der Vater gieng des Abends beynahe gar nicht mehr aus, weil er mit seinem Gottfried spielte, und

ihm spielend nach und nach das Buchstabieren beybrachte. Der junge Gottfried kam auch wenig aus dem Hause; Nur zuweilen kam ein Nachbarskind zu ihm, und jeden Montag ward er in des Pfarrers Haus geholt, wo er zu Mittag aß, und mit des Pfarrers Benjamin, einem Knaben von seinem Alter, spielte, und dem braven Pfarrer viele Freude machte.

Da Gottfried in sein sechstes Jahr gieng, und jetzt schon vollkommen fertig buchstabieren, auch bereits ein wenig lesen konnte, ward er zugleich mit des Pfarrers Benjamin in die Schule gesetzt. Der Schulmeister war ein feiner und geschickter Mann, der die, einem Kinderlehrer so nöthige Gabe in sehr hohem Maasse besaß, nehmlich eine unermüdliche Geduld und die so seltne Gabe, sich nach eines jeden Kindes Fähigkeiten zu richten, und auch zu dem schwächsten sich herabzulassen. Dabey war er ein sehr christlicher und frommer Mann, dems immer vorzüglich darum mit zu thun war, daß seine Kinder die Lehren unsrer heiligsten Religion nicht nur ins Gedächtnis, sondern auch ins Herz auffaßten. Also war es ihm nicht nur um ihre Kenntnisse, sondern auch um ihre Sitten und ihre ganze Aufführung zu thun, und wenn eins dem andern eine heimliche Tücke bewieß, so ward er darüber, das sonst nicht leicht geschah, sehr bös uns aufgebracht.

Benjamin und Gottfried machten diesem braven Manne viele Freude. Denn sie lernten nicht nur alles bald auswendig, was er ihnen aufgegeben hatte, sondern wußten ihm auch von dem,

was sie gelernt hatten, Red und Antwort zu geben, und zeigten dadurch, daß sie auch verstünden, was sie lernten. Gottfried holte den kleinen Benjamin immer in die Schule ab, und kam allemal noch vor dem Schlag acht oder Ein Uhr. Sie stachen im Lernen auf einander; Was der Eine wußte, lernte auch der Andre; Keiner wollte zurück bleiben. Der Schulmeister stellte diese beyden Knaben immer den übrigen Kindern als ein Muster vor, und sagte oft, daß sie ihm durch ihren Fleiß alle seine saure Arbeit versüßten. Jedermann freute sich über die zween Knaben; Jedermann im Städtchen sprach von ihnen; Nur die Pfarrerinn sah ein wenig scheel auf Gottfried, weil er als der Sohn eines Handwerkers und gemeinen Mannes so viel lernen sollte als ein Pfarrerssohn. Sie glaubte, ihrem Benjaminchen sollte man ja billig einen Vorzug geben. Aber das geschah nicht, und oft schien es, als ob Gottfried ihm den Rang ablaufen wollte. Sie ließ manchmal ihren Unwillen drüber ihren Mann merken; Dieser aber sagte: Laß du nur! Die Gaben kommen ja von Gott her; Bey Ihm ist kein Ansehen der Person; Da gilt der Tischler so viel als der Pfarrer, und auch oft noch weit mehr, je nachdem der Mann ist.

Unsers Gottfrieds Eltern waren ganz von Freuden trunken, über die Zunahme seiner Kräfte und das Lob von ihm, wovon das ganze Städtchen voll war. So oft er von der Schule heim kam, erzählte er dem Vater, was er wieder gelernt, und was ihm der Schulmeister Neues aufgegeben

gegeben habe. Drauf gieng er in das kleine Gärtchen am Haus hinaus, oder setzte sich zur Winterszeit in einen Winkel, lernte seine Lektion und gab drauf das Buch dem Vater oder der Mutter, und bat sie, ihn abzuhören. Freudenthränen standen manchmal in der Eltern Augen, daß ihr Gottfried alles so schnell lernen könne, und oft kam der Mutter in den Kopf: ob wohl ihr Kind nicht zu einem Pfarrer gebohren sey? Doch mochte sie ihrem Manne nichts davon sagen, weil ihm das nicht in den Sinn zu kommen schien.

Viertes Kapitel.

Wie Gottfried auch lateinisch lernt, und was weiter draus entsteht.

Der Pfarrer fieng nun auch an, seinen Benjamin, der zum Studieren ausersehen war, das Lateinische zu lehren. Benjamin pralte oft mit seinen neuen Kenntnissen gegen Gottfried, dem das innerlich weh that. Er steckte sich also hinter seinen Vater, und bat ihn, ob er doch nicht auch zum Herrn Pfarrer gehen, und die fremden Wörter mit lernen dürfe? Der Vater wollte anfangs nichts davon hören. Lerne du nur deutsch! sagte er; Du darfst ja mit der Zeit auch nur deutsche Tische und Stühle machen! Weil aber Gottfried traurig drüber ward und oft in der Stille weinte, so gieng sein Vater endlich zu dem Pfarrer hin, und fragte, ob sein Sohn nicht auch das welsche Zeug mit lernen dürfe? Er habe so gar

große Lust dazu. — Herzlich gerne! sagte der ehrliche Pfarrer. Er kann morgen nach der Schule gleich mit meinem Benjamin mit her kommen. Man kann freylich allem auf der Welt zu viel thun; Aber lernen kann man nie zu viel. Es ist nicht übel, wenn ein Tischler auch weiß, wie man seinen Casum setzt; Und wer weiß, wozu der liebe Gott noch euren Sohn bestimmt hat. Man hat manches Beyspiel von gelehrten Handwerkssöhnen. Morgen fangen wir in Gottes Namen an.

Gottfried sprang vor Freuden in die Höhe über die Nachricht seines Vaters, daß er nun lateinisch lernen dürfe; Er flog auf die Gasse, um es allen Nachbarskindern zu erzählen. Als die Mutter, welche gerade nicht zu Haus war, wieder heimkam, sprang er ihr die ganze Gasse hinauf entgegen, hieng sich an ihren Arm an, und erzählte ihr sein übergroßes Glück. Sie nahm auch daran den grösten Antheil, und der Pfarrer stieg ihr wieder in den Kopf. Als der Prediger den nächsten Sonntag drauf in seiner Predigt etliche lateinische Worte vorbrachte, sah sie plötzlich ihren Sohn an, und es schossen ihr bey dem Gedanken: Ach wenn einst mein Gottfried so da droben stünde! Freudenthränen in die Augen. — Gottfrieds Vater sah das Ding von einer andern Seite an. Gottfried! sagte er; Wenn Du nur über dem Lateinischen nicht das wichtigste, Schreiben und Rechnen und das Christenthum vergissest! Christum lieb haben, heißt es, ist besser, denn alles wissen. Künftig will ich täglich Deinen

Catechismus und das Spruchbuch mit dir repetiren, und am Sonntag kannst du mir aus Luthers Hauspostill vorlesen. Da ist Saft und Kraft. Das andre ist nur Nebenwerk.

Gottfried sagte, daß er alles lernen und thun wolle; seinen Catechismus woll er nie vergessen, weil man ja draus lerne, wie man seelig werde. Inzwischen gewann doch die Liebe zum Lateinischen in Kurzem bey ihm über alles andre die Oberhand. Allem, was er in dem Haus und in der Werkstätte seines Vaters sah, gab er lateinische Namen, und weil er das, ausser Benjamin, im ganzen Städtchen ganz allein wußte, so nährte das seinen Ehrgeitz, und in seiner Seele wachte nach und nach ein kleiner Stolz auf. Er gieng selten mehr mit den Nachbarskindern um, oder sagte ihnen lauter lateinische Namen vor, und fühlte sich sehr über sie erhaben, weil er ihnen solche unerhörte Dinge vorschwatzen konnte.

Der alte ehrliche Walther merkte das nur zu wohl und betrübte sich oft heimlich drüber. Er sann zwar auf Mittel, seinen Sohn wieder vom Lateinischen abzubringen; Aber es wollte ihm keines einfallen. Er wußte, daß seine Frau sich darüber auf das äusserste betrüben würde, weil sie alle ihre Lust und Freude an den lateinischen Brocken ihres Knaben fand; Und dann fürchtete er auch, er möchte den ehrlichen Pfarrer vor den Kopf stossen, wenn er seinen Sohn, den er ohnentgeltlich unterrichtete, und an dem er große Freude fand, aus seiner Lehre nehmen würde.

Er sprach mit ein paar ehrlichen Bürgern, welche seine guten Freunde waren, drüber. Diese sagten ihm, er sollte seinen Gottfried doch fort lernen lassen; Er könn einst Stadtschreiber oder wohl gar Pfarrer werden; Und das würde nicht allein der Freundschaft, sondern auch dem ganzen Städtchen große Ehre bringen. Walthern wollte das durchaus nicht in den Kopf. Ich bin ein ehrlicher Tischler, sagte, er; Meine Voreltern waren das schon seit mehr als hundert Jahren her, und mein Gottfried soll das, wills der liebe Gott, auch werden. Bleib ein jeder bey dem seinen! — Ein neuer Umstand kam dazu, der ihn in seinen Gedanken noch mehr bestärkte. Seine Frau kam ein paarmal ganz verdrüßlich aus der Kirche heim, und sagte: Sie wisse gar nicht, was sie der Frau Pfarrerinn zu Leid gethan habe? Sonst habe sie ihr immer freundlich auf ihren Gruß gedankt, und jetzt mache sie ein bitterböses Gesicht und grüsse sie gar nicht mehr. Meister Walther merkte, wo der Grund davon stecke, sagte aber nichts darüber, als nur, daß man nicht so argwöhnisch seyn müsse; Sie hab es sich wohl nur eingebildet. Indessen war ihm schon einigemal zu Ohren gekommen, die Frau Pfarrerinn sey über ihn sehr aufgebracht, daß er seinen Sohn lateinisch lernen lasse. Sie nenn ihn einen übermüthigen und stolzen aufgeblasnen Mann, dems in seinem Stand zu wohl sey, drum woll er nicht länger drinn bleiben; und weil er sich selber keine Ehre geben könne, so brauch er seinen Sohn dazu, um sich zu ehren, und dergleichen mehr.

Auch hatte er ein paarmal schon bemerkt, wenn er Sonntag Abends zu dem Pfarrer kam, daß ihn die Frau Pfarrerinn sehr scheel anblickte, und gleich aus der Stube gieng, und daß dann der Pfarrer nicht so heiter und vertraulich war, wie sonst.

Fünftes Kapitel.

Wie Gottfried das Lateinischlernen aufgeben muß, und das ihm und seiner Mutter nicht gefallen will.

Gottfrieds Vater beschloß also, dem Ding ein Ende zu machen, und am nächsten Sonntag Abend gieng er wieder zu dem Pfarrer, und paßte ängstlich auf Gelegenheit, da er anfangen könnte von der Sache zu sprechen. Diese zeigte sich denn endlich. Er hatte dem Pfarrer an einem Schrank etwas ausgebessert, und den Schrank ihm wieder zugeschickt, ohne für die Arbeit etwas zu verlangen. Der Pfarrer, der kein Weltmann war, und bey seinen Amtsgeschäften alles übrige vergaß, hatte ganz vergessen ihm dafür zu danken. Die Frau Pfarrerinn, die dem Meister Walther, weil sie böse auf ihn war, kein gutes Wort vergönnen mochte, hatte das Geschäft ihrem Manne aufgetragen, und da dieser jetzt dem ohngeachtet nicht daran zu denken schien, so zupfte sie ihn dreymal am Ermel seines Schlafrocks, bis er endlich merkte was sie wollte. Ey potz hundert tausend, fieng er endlich an; Das Beste

hätt ich bald vergessen, Meister Walther! Ich bin ja noch Schuldner für den Schrank; Er ist gar schön heraus geputzt; Nicht wahr, Weibchen? Du hasts ja gesagt. Nun, was bin ich dafür schuldig? Damit grief er in die Tasche und legte alle sein Geld auf den Tisch. — Wie ich sehe, sagte Meister Walther, so hat mans Ew. Wohlehrwürden gar nicht ausgerichtet. Ich verlange gar nichts. Der Herr Pfarrer hat bisher so viele Müh gehabt mit meinem Sohn, und ich bin ja zehnfach Schuldner. — Still davon, Meister Walther, sagte der Pfarrer; Das ist gern geschehen, und soll ferner noch geschehen. — Ach Ihr Wohlehrwürden, hub nun Meister Walther ziemlich zaghaft an; Wenn Sies mir nicht übel nehmen wollten, so dächt ich mit meinem Gottfried eine Aenderung vorzunehmen. Er geht nun Gottlob! schon in sein eilftes Jahr; Ich spüre, daß ich auch alt werde und nicht mehr so jung und frisch bin, wie vor zwanzig Jahren. Da meynt ich denn, es wäre gut, wenn ich meinen Gottfried so nach und nach heran zöge, daß er mir bey meinem Handwerk bald ein wenig an die Hand gehn könnte. Er bringt täglich seine vier Stunden in der Schule zu, muß daheim das lernen, was ihm der Schulmeister aufgab; Das nimmt wieder eine Stunde weg; Und dann kommt noch das Lateinische dazu; So geht der Tag hin, und ich möcht ihn doch gern Zeichnen lehren, heißt das nehmlich, so viel unser einer braucht. Da dacht ich denn, wenn Sies . . . . In Gottes Namen, Meister Walther, rief der brave

ve Prediger; Ihr dürft darüber gar keine Umstände machen; Es ist schön und löblich, daß Ihr Euren Sohn zur Arbeit anhalten wollt. . . . . Ja, das denk ich auch, Meister Walther, rief die Pfarrerinn, die aus einem Winkel hervortrat; Das ist einmal christlich gedacht, daß Er seinen Sohn fein hübsch zur Profession heranzieht. Das Latein ist doch nur für unser Eins, und ich sagte hundertmal, was nützt den Gottfried doch sein: der Tisch mensa und ich liebe, amo? Beym Hobeln kann ihn das gewiß nichts nützen. Schwätz ein jedes, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, u. s. w. Das gieng noch so eine gute Viertelstunde fort; Es schien, als ob die Zunge der Frau Pfarrerinn gar nicht mehr stille stehen könnte. Auch wandte sie auf Einmal dem guten Meister Walther wieder alle ihre Gnade zu, die sie ihm vorher fast ganz entzogen hatte. Auch hatte der ehrliche Pfarrer jetzt erst wieder eine gute Zeit bey ihr, da er bisher großentheils mit sauren Gesichtern abgespeißt worden war.

Der brave Walther gieng nach Haus, und war vergnügt, daß auf dieser Seite alles so gut abgelaufen war. Aber noch lag ihm ein schwerer Stein auf dem Herzen. Er sollte nun seiner Marie auch von dem, was vorgegangen war, etwas sagen, und das kam ihn sauer an. Bisher hatte er noch niemals nur die kleinste Aenderung in seinem Hauswesen vorgenommen, ohne vorher auch seine Frau darüber zu Rath zu ziehen. Aber dießmal konnte er sich nicht dazu entschliessen, weil er voraussah, daß sie sich mit

aller Macht dagegen setzen würde. Sie hatte sich, so wenig stolz sie sonst war, den Gedanken, ihr Sohn könnt ein Pfarrer werden, nun einmal tief ins Herz eingeprägt, und alle ihre Nachbarinnen und Baasen nährten diese Hofnung noch mehr bey ihr. Oft weinte sie Freudenthränen in der Stille, wenn sie sich ihren Gottfried im Chorrock und auf der Kanzel dachte. Meister Walther saß jetzt beym Abendessen, und war ungewöhnlich stille. Als der Geselle fort war, setzte er sich wie gewöhnlich in seinen alten Lehnstuhl beym Ofen und rauchte seine Pfeife. Marie las in einem Predigtbuch, und Gottfried setzte sich neben sie hin, und lernte lateinische Vokabeln. Meister Walther hustete und räusperte sich einigemal und hub nun an: Gottfried, ich habe heut Deinethalben mit dem Herrn Pfarrer gesprochen, und da war er völlig meiner Meynung, daß Du jetzo das Lateinischlernen aufgeben könnest. Ich kann dich jetzt bald beym Handwerk brauchen, und will Dich zum voraus Zeichnen lehren. Lern indeß im Catechismus in der Schule fleißig fort, damit Du in ein paar Jährchen confirmirt werden kannst; Dann lass ich Dich beym Handwerk einschreiben. — Gottfried erschrack, fieng an bitterlich zu weinen, und konnte vor Schluchzen kaum ein Wort vorbringen. Die Mutter machte ihr Predigtbuch zu. Ist das dein Ernst, Vater? fragte sie. Du willst den Knaben nicht mehr lernen lassen? Vollkommen Ernst, sagte er; Du weißst, ich spasse niemals, und die Sache ist auch nicht zum Spassen. Ein Hand-

werk hat einen güldnen Boden. Meine Vorfahren haben sich ehrlich dabey fortgebracht, und ich auch bisher, Gottlob! Gottfried ist jetzt in denen Jahren, da man alles am besten begreift. Ich kam auch bey meinem Vater seeliger in meinem eilften Jahr zum Handwerk, und verdank ihms in der Grube. Das Latein . . . . Er wollte weiter reden; Aber Marie ließ ihn nicht zum Wort kommen, und machte hunderterley Einwendungen. — Ich mag nicht viel streiten, sagte er, und liebe den Frieden, das weißst Du. Wenn ichs nicht für gut ansähe, würd ichs nicht so machen. Sey nur ruhig! Du wirst schon noch einsehn, daß es so gut ist. Jetzt ist meine Pfeife leer. Wir wollen in Gottes Namen ins Bette. Ich muß morgen früh auf, und dem Nachbar Friedrich seinen Schrank fertig machen.

Meister Walther legte sich zu Bette und schlief auf der Stelle ein. Marie aber weinte noch ein paar Stunden, ehe sie einschlafen konnte.

Den nächsten Morgen merkte Meister Walther, da sein Gottfried sein Morgensüppchen aß, daß der Knabe rothgeweinte Augen hatte. Marie gieng auch stillschweigend in der Stube herum, und wischte sich manchesmal die Augen. Endlich fragte Gottfried, mit den Schulbüchern unterm Arm: Vater, darf ich denn heut nicht mehr zum Herrn Pfarrer? — Nein, war die Antwort, ich habs Dir ja gestern schon gesagt; Das Lateinischlernen hat ein Ende. Langsam und schluchzend

nahm Gottfried sein Vokabelnbuch von den übrigen Büchern weg, legte es auf die Hobelbank und gieng. Seine Mutter folgte ihm nach, um ihn noch unter der Hausthüre zu trösten. Als sie wieder in die Werkstätte zurück kam, wollte sie aufs Neue ihrem Mann Vorstellungen machen. Er bat sie aber, ein für allemal davon zu schweigen; Denn er habe alles überlegt; Es müsse nun so seyn. Weil sie ihn kannte, und wohl wußte, daß er wenig Worte machte, und auf seiner einmal gefaßten Meynung fest beharrte, so sagte sie von dieser Stunde an kein Wort mehr von der Sache, ob ihrs gleich im Herzen äusserst weh that, ihre süssen Hofnungen so auf Einmal vereitelt zu sehen.

Gottfried hieng noch einige Tage den Kopf und vergoß im Stillen manche Thräne. Als er aber sahe, daß es doch nichts nütze, und sein Vater gar nicht drauf zu achten schien, ward er wieder muntrer, und lernte seine Lektion für die Schule fleißig. Nunmehr unterwieß ihn auch sein Vater in der Zeichnungskunst, so viel er selbst davon verstand. Dieß machte ihm große Freude. Auf jeden Tisch, an jede Wand kritzelte er Laubwerk und Figuren hin, und vergaß darüber das Lateinische so ziemlich. Inzwischen hieng ihm doch noch immer etwas von seinem Lateinlernen an. Weil er beständig mit des Pfarrers Benjamin umgieng, und dieser einen Haarzopf trug, so hatt er seiner Mutter so lang in den Ohren gelegen, bis sie ihm seine Haare auch in einen Zopf band, ob sich gleich der Vater lange gegen diese kleine

Eitelkeit gesträubt hatte. Diesen Haarzopf behielt er auch jetzt noch bey, und unterschied sich dadurch von allen jungen Bürgerssöhnen seines Städtchens. So gering und unbedeutend dieser Umstand manchem von Euch, meine lieben Leser, vorkommen mag, so hatte er doch die Folge, daß sich der Pursche nachher immer noch in der Stille für ein wenig besser hielt, als seine Kameraden.

Sechstes Kapitel.

Gottfried wird beym ehrbaren Handwerk eingeschrieben, und drey Jahre drauf Geselle.

Gottfried wurde nun auch nach und nach von seinem Vater zu dem Handwerk angehalten und ließ sich dabey recht gut an. Er begrief alles leicht, und versuchte in den Feyerstunden allerley Spielwerke, die ihm auch so gut gelangen, daß er sich manchen schönen Groschen und Batzen damit verdiente, und sich allerley kleine Kleidungsstücke dafür anschaffte, wodurch er sich auch wieder vor andern Bürgerssöhnen auszeichnen und es ihnen zuvorthun konnte.

In seinem dreyzehnten Jahre kam er aus der Schule, wurde confirmirt, und bey der ehrbaren Schreiners- oder Tischlerszunft eingeschrieben. Weil er artig und manierlich war und seine Arbeit gut verstand, so hatte man ihn in allen Häusern, wo es etwas zu arbeiten gab, gern, und sein braver Vater hatte an ihm große Freude,

so daß er auch schon in seinem sechszehnten Jahr zum Gesellen gemacht wurde. — Damals bekam sein Vater einen sehr geschickten Gesellen, der ein Berliner war und einen großen Theil von Deutschland durchreißt hatte. Gottfried gewann diesen lieb, und gieng, auch ausser dem Hause, immer mit ihm um. Denn er konnte in der Arbeit und im Zeichnen sehr viel bey ihm lernen, was sein Vater ihm nicht zeigen konnte, und dann hatte er auch eine große Lust daran, wenn ihm der Berliner von seinen Reisen und so manchen Städten und Ländern, wo er in Arbeit gestanden hatte, so viel Schönes, das ihm völlig neu und unbekannt war, erzählte. Unvermerkt erweckte dieß in ihm die Begierde, auch in fremde Länder zu reisen. Er glaubte oft, kaum mehr in Erlenburg bleiben zu können, wenn ihm der Berliner von Berlin und Hamburg, von Dresden, Leipzig, Prag und Wien so viele Wunderdinge erzählte, wie man da in fürstlichen Pallästen, von Ebenholz und Mahagonyholz die herrlichsten Schränke, Stühle, Canapees und dergleichen mit dem künstlichsten Schnitzwerk machen lerne, wie so viel da ein Geselle Wochenlohn verdiene, wie da die Gesellen Tressenhüte und Westen mit goldnen Börtchen und seidne Strümpfe, und silberne Schuhschnallen und Taschenuhren und dergleichen tragen. Traurig sah er da sein grobes braunes Kleid, seine wollenen Strümpfe und kleine viereckichte Schuhschnallen von Messing an, und sehnte sich in jene glücklichere Gegenden hinaus.

Siebentes Kapitel.

Gottfried möchte gern auf die Wanderschaft.

Ein halbes Jahr darauf bekam der Geselle einen Brief von seiner Heimath, drinn geschrieben stand, er solle heimkommen, um seiner Mutter, weil sie Wittwe worden sey, das Handwerk zu führen. Er redete unserm Gottfried zu, ihn nach Berlin zu begleiten, und versprach ihm, daß er ihm in seiner eignen Werkstätte Arbeit geben wolle. Gottfried war über diesen Vorschlag ausser sich vor Freuden, trug ihn seinen Eltern vor und bekam eine abschlägige Antwort. Die Mutter fieng an zu weinen; Ich kann Dich nicht von mir lassen, lieber Gottfried, sagte sie; Denk nur selber; Bist mein einziges Kind; Wie viel Angst hätt ich da auszustehen! Wie viel hundert tausend Widerwärtigkeiten könnten Dir begegnen! Bist schon um einen halben Kopf grösser als der Vater, und streckst Dich noch mit jedem Tage. Wenn Du in das Preussenland kommst, und der König sieht Dich, so nimmt er Dich zum Soldaten weg, wie den langen Christoph. Ich habs ja schon oft gehört, im Preussenland fragt man nicht, was ein ehrliches Mutterkind ist. Da muß er eben das Gewehr auf die Schulter nehmen; Hasts ja selber gestern erst gehört, es geb einen Religionskrieg. Nein ich laß Dich nicht aus meinen Armen. — Gottfried kehrte sich an diese Reden wenig, und suchte nur Gelegenheit, mit seinem Vater drüber zu reden. Aber dieser war

noch

noch weniger geneigt, ihm in seiner Bitte zu willfahren. Gottfried, sagte er; Du siehst, ich werde alt, und kann nicht mehr überall fortkommen, wie ich will. Ich kann Dich jetzt allmählich bey dem Handwerk brauchen, und nun willst Du in die Fremde, und ich soll allein seyn und Gesellen halten. Bleib im Lande, heißt es, und nähre dich redlich; Und das kannst Du jetzt, und auf Einmal juckt Dichs, daß Du nicht mehr bleiben willst. Ich weiß wohl, man lernt in fremden Landen Manches, was man hier zu Land nicht lernen kann; Nur fragt sich, ob es immer etwas Gutes ist? Hof- und Herrentischler hat man hier nicht nöthig. Es war Gottlob! bisher noch jedermann mit meiner Arbeit zufrieden, und ich wüßte auch nicht, was man dran auszusetzen hätte; Sie ist dauerhaft und gut, wohl besser als die Schnirkeleyen, die man heut zu Tage macht, die wie Papier sind. Wahr ists, andrer Orten kannst Du mehr verdienen; Aber da verthut man auch mehr, und will, wenn man wieder heimkommt, den Herrn spielen; Und das thut bey einem Handwerksmann mein Lebelang kein gut. Da ist den jungen Pürschchen nichts mehr recht und gut genug; Da soll man ihnen nichts als Fleisch und Braten auf den Tisch setzen; Sie treiben da Alfanzereyen mit den Kleidern, wie der junge Maurer, der in seinem rothen Camisol so übermüthig ist und allen Dirnen nachläuft. Bleib Du, wo Du bist! Es ist Dir wohl, und geht Dir ja an Essen und an Trinken nichts ab; und Deiner Eltern Seegen ist doch auch keine Kleinigkeit.

Achtes Kapitel.

Wie Gottfried in der Heymath bleibt, und in die fromme Rosine verliebt wird.

Der Geselle zog in seine Heymath nach Berlin, und Gottfried blieb in Erlenburg bey seinen Eltern, und dachte in Kurzem nicht mehr an die Fremde. — Er gieng jezt in sein neunzehntes Jahr, als er ein Mädchen, das Rosine hieß und nicht weit von seinem Hause wohnte, kennen lernte. Diese Rosine war kaum achtzehn Jahre alt, blühte wie die schönste Rose, und war wie ein Lamm so fromm und sittsam. In der Dürftigkeit, in der sie auferzogen wurde, hatte sie Genügsamkeit gelernt, und Demuth, die das weibliche Geschlecht so sehr ziert. Ihre Mutter war schon seit zwey Jahren todt. Von dieser Zeit an war ihr Vater immer kränklich. Sein kleines Vermögen ward dem Doktor und Apotheker zu Theil. Die besten Habseligkeiten wurden verkauft und die dafür angeschafften Arzeneyen wollten doch nichts helfen. Rosine konnte fast Tag und Nacht nicht von dem Bette ihres armen Vaters wegkommen, mußt ihn heben und legen, las ihm aus der Bibel und dem Krankentrost vor, oder sang ihm ein erbauliches Lied, und strickte oder nähte dabey, und verdiente so dem kranken alten Manne und sich selber das nöthige Auskommen. Und doch verlor sie dabey ihr natürliches muntres Wesen nicht; Sie sah froh und

heiter aus, damit ihr Vater nur nicht schwermüthig oder muthlos werden möchte. Sie war fest von der Liebe unsers Vaters im Himmel überzeugt, und sah getrost und still Seiner Hülfe entgegen. Jeden Sonntag gieng sie in die Kirche, und ließ sich da nicht das geringste von ihrem Kummer anmerken; Denn sie wollte, ohne die höchste Noth, keinem Menschen zur Last fallen und ihn um Hülfe und Barmherzigkeit anflehen. Demohngeachtet kannten manche gute Seelen ihre Noth, und theilten ihr zuweilen in der Stille etwas mit. Unter diesen braven und gutthätigen Seelen war auch unser lieber Meister Walther. Er war mit Rosinens Vater aufgewachsen, hatt ihn immer als einen arbeitsamen, frommen Mann gekannt, und wußte, daß er nicht durch seine eigne Schuld um seine Habseeligkeit gekommen war. Daher gieng er jeden Sonntag Abend in der Dämmerung zu ihm hin, suchte ihn, so viel er konnte, mit Trost aufzurichten und in seinem Glauben an Gott zu bestärken; und beym Weggehen drückte er allemal Rosinen ein paar Groschen in die Hand, um ihrem Vater davon eine Kraftsuppe zu machen.

Jetzt aber ward er selber krank und bekam das Fieber. Da er bereits vierzehn Tage hatte zu Haus bleiben müssen, so rief er am Sonntag Abend, da seine Frau eben in der Küche draussen war, seinen Gottfried zu sich, sagte ihm das Nöthige von Rosinens krankem Vater, trug ihm auf, ihn in seinem Namen zu besuchen, und gab ihm sechs Groschen, um sie

Ro-

Rosinen zu geben. Gottfried übernahm mit Freuden diesen Auftrag, und gieng zu dem Kranken. Als er in die Stube trat, da saß Rosine an dem Bette ihres Vaters, sang mit heller Stimme das schöne geistliche Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hielt eine kleine Schüssel in der Hand, woraus der Vater eben Suppe gegessen hatte. Weil sie Niemanden an der Thüre draussen klopfen gehört hatte, so stand sie erschrocken auf, und wünschte ihm ganz freundlich einen guten Abend. Gottfried wußte sich nicht gleich zu helfen, als sie ihn mit holdem, freundlichem Gesicht fragte, was sein Begehren sey? Stotternd gab er ihr zur Antwort: Sein Vater lieg am Fieber krank, und da hab er ihm befohlen, sich an seiner Statt nach ihrem kranken Vater zu erkundigen. Der Alte streckte freundlich seine Hand aus dem Bette, hieß ihn recht willkommen seyn, und bat ihn, sich neben das Bette zu setzen. Gottfried thats, und Rosine setzte sich neben ihn auf die Bank. Der Alte erkundigte sich nun sogleich nach Meister Walthern, lobte ihn und seine Gutherzigkeit, bedaurte herzlich, daß er das Fieber habe, und erzählte drauf von seiner eignen Krankheit, daß sie eben gar nicht abnehmen wolle, und wenn er nicht Gottes Wort und seine liebe Tochter hätte, so wüßt er oft nicht, wie er sich fassen sollte? Indem er Rosinen lobte, so wurde diese erst feuerroth, und zuletzt stund sie gar auf, und gieng aus der Stube hinaus. Der Vater sagte nun noch mehr zum Lobe seiner Tochter, und Gottfried stimmte ihm darinn von Grund des

Herzens bey. Nach einigen Minuten kam Rosine wieder mit rothgeweinten Augen in die Stube, und gefiel so dem guten Gottfried noch besser, als vorher. Er blieb nun noch eine halbe Stunde da. Endlich nahm er von dem Alten Abschied, wünschte ihm Geduld und Gottes Trost, und gab hierauf unter der Hausthüre Rosinen die sechs Groschen von seinem Vater, denen er, ohne was davon zu sagen, vier Groschen von seinem eignen Gelde beygelegt hatte. Rosine wollte das Geld lange nicht annehmen. Sein Vater, sagte sie, kanns jetzt selber brauchen, da er krank ist; Ich will schon sehn, wie ich meinem Vater seinen Unterhalt verdiene. Endlich nahm sie, auf Gottfrieds Zudringen das Geld an, dankte ihm dafür mit nassen Augen, und ihm zitterte die Hand, indem ers in die ihrige legte. Eilends lief er fort; Es war ihm jezt so sonderbar und wunderlich zu Muth, als ihm in seinem ganzen Leben nie gewesen war. Ach das gute, fromme Mädchen! dachte er; Und so im Elend! Ach Gott, nimm Dich ihrer an! Schenk ihrem Vater die Gesundheit wieder! — Er kam heim, und erzählte seinem Vater, ganz ausser sich und mit Thränen, die er kaum zurückhalten konnte, was er gesehen und gehört hatte. Der Vater freute sich, daß sein Sohn so mitleidig bey dem Elend seines Nebenmenschen sey.

Gottfried gieng bald drauf in seine Kammer. Anstatt sich, wie er sonst zu thun gewohnt war, sogleich ins Bette zu legen, blieb er noch auf, löschte sein Licht aus, und sah, weil der Mond

gar

gar hell und lieblich schien, beym Fenster hinaus. Vor seinen Augen schwebte immer die Gestalt des lieben, frommen Mädchens; Das Herz ward ihm so weich; Es schossen ihm die hellen Zähren in die Augen, und er sah zum Himmel und zum Mond auf. Wenn ich doch Rosinen helfen könnte! dachte er beständig. Zuweilen wars auch, wie wenn etwas nur ganz leis und still aus seinem Herzen rufte: Möcht ich sie doch recht oft sehen können! Sie sitzt vielleicht, dacht er dann wieder, jetzt noch bey ihrem Vater, oder sieht auch aus dem Fenster und zum klaren Himmel hinauf, und bittet Gott um die Gesundheit ihres Vaters; Ach du lieber Gott, erhör sie doch, und mach ihn bald gesund! So dachte er, und Thränen tröpfelten ihm dabey aus den Augen. Er machte nun langsam das Fenster zu, und legte sich zu Bette. Aber er konnte lange nicht einschlafen. Er war so unruhig, und das Herz war ihm so schwer. Endlich schlief er ein; Allein er hatte Traum auf Traum. Immer stand oder saß er an dem Bette des kranken Alten, und Rosine stand dabey. Es kam ihm vor, sie lisple ihm etwas ins Ohr, und da wachte er drüber auf, und dachte dann dem Traum nach, bis er wieder einschlief.

Sobald er am Morgen erwachte, stand die Gestalt Rosinens wieder vor ihm, und das Herz war ihm so weich, als ob er eben weinen sollte. Er gieng an seine Arbeit; Aber seine Gedanken waren mehr in Rosinens Stube, als bey der Hobelbank. Er sprach mit seinem Vater und mit sei-

ner Mutter wenig, und die Beyden wußten nicht, warum er so ganz still und so nachdenklich war? Die Mutter merkte, daß er blaß aussah, und that sehr ängstlich, daß ihm etwas fehlen und wohl gar ein Fieber in ihm stecken möchte. Weil sie mit Fragen, was ihm doch fehle, nicht nachließ, so sagte er endlich selbst, ihm sey nicht recht wohl, und die gute Mutter ward darüber noch unruhiger, und fragte ihn des Tags wohl hundertmal um sein Befinden. Doch da er äusserlich und dem Anschein nach wieder munterer wurde, so ward auch seine Mutter wieder ruhig. ——

Gottfried dachte nun in seinem Herzen immer, wenns doch wieder Sonntag wäre! Zwar gieng er die Woche durch ein paarmal Abends an Rosinens Haus vorbey, und hoffte, sie etwan am Fenster zu sehen; Aber da stand keine Seele. Endlich brach der langgewünschte Sonntag an. Er gieng in die Morgenpredigt. Als er aus der Kirche gieng, da sah er Rosinen. Die Backen wurden ihm ganz heiß, da er sie ansichtig wurde. Sie grüßte ihn; Da fieng er an zu zittern, und gieng traurig heim. Den Nachmittag drauf gieng er nach der Predigt allein vors Thor hinaus, obgleich die Witterung sehr stürmisch war. Da lief er nun zwo Stunden lang herum, machte Grillen und sprach je und je laut mit sich selbst. Vor der Dämmerung gieng er wieder heim. Sobald es etwas dunkel wurde, fragte er den Vater, ob er nicht wieder zu dem kranken Meister Braun gehn, und ihm etwas

bringen soll? Meister Walther sagte: Weil er sich jetzt wieder um ein Gutes besser befinde, so woll er heute selber zu dem Kranken gehen; Das war nun unserm Gottfried, wie man denken kann, durchaus nicht recht. Anfangs schwieg er still, und stellte drauf seinem Vater, so beweglich als er konnte, vor: Das Wetter sey so rauh und stürmisch, die Abendluft so kühl; Er könnte leichtlich sich verderben, und das Fieber wieder stärker kriegen. Aber alles war umsonst! Der alte Walther wollte doch zu seinem kranken Freunde gehen. Gottfried wußte sich nun nicht mehr zu helfen, und machte sich deßwegen an seine Mutter. Er erzählte ihr, der Vater wolle bey der rauhen Witterung ausgehen; Dieses könnt ihm schädlich seyn; Sie möcht es ihm doch auszureden suchen; Er könne ja eben so gut zu dem Kranken gehen, als der Vater u. s. w. Die Mutter gab ihm Recht; sie redete mit ihrem Mann; Dieser ließ sich überreden daheim zu bleiben, und gab seinem Sohn drey Groschen für den alten Braun. Eilend lief nun Gottfried nach Rosinens Haus. Es war ihm sonderbar und wunderbar zu Muth.

Neuntes Kapitel.

Wie der frommen Rosine wegen Gottfrieds ums Herz ist, und wie dieser seinen zweyten Einkehr bey ihr macht.

Rosine saß jetzt nachdenklich an dem Bett ihres Vaters. Gottfrieds erster Einkehr hatte sie so

so nachdenklich gemacht. Zwar war sie mit ihm aufgewachsen, hatt ihn nachher oft gesehen und mit ihm gesprochen; Aber es gieng weiter nichts besondres in ihr vor. Jetzt hingegen war das alles ganz anders. Sein unvermuthetes Hereintreten in ihre Stube vor acht Tagen, die schüchterne Verwirrung in seinem Gesicht, der mitleidsvolle herzliche Antheil, den er an der Krankheit ihres Vaters nahm, dieses und so manches andre hatte auf Einmal dem jungen Purschen in ihren Augen eine ganz andre Gestalt gegeben, und ihn ihr lieb und theuer gemacht. Sie dachte, seit er weggegangen war, wenigstens so oft und mit so vieler Unruhe an ihn, als er an sie. Aber sie war sich darüber selber böse. Mach dir auf ihn keine Hofnung! sagte sie oft zu sich selbst. Es war von ohngefähr, daß er ins Haus kam; Er wird auch nicht wieder kommen, sobald sein Vater gesund ist. Wie könntest du dir auf ihn Rechnung machen? Er ist wohlhabend; Ich bin blutarm; Da giebts hundert bessre Mädchen für ihn. Du must ihn dir aus dem Sinn schlagen! So sagte sie sich hundertmal des Tags, und dachte doch immer wieder an ihn. —

Jetzt, gerad in der Stunde, in der er vor acht Tagen auch gekommen war, giengs besonders unruhig in ihrer Seele zu. Er wird wieder kommen, dachte sie. — Nein, sprach sie dann wieder; Ach, er wäre sonst schon da! — Was soll er heute wieder hier? — Er denkt wohl an mich mit keiner Sylbe mehr. — Und doch hat er diesen Morgen mich so freundlich angesehen.

hen. — So dachte sie, als jemand draussen an der Thüre klopfte. Hurtig sprang sie auf, öfnete die Thüre, und ihr Herz schlug lauter, als Gottfried hereintrat. Es war ihm eben so, wie ihr. — Ich hab nur sehen wollen, was sie . . . wollt ich sagen . . . was ihr Vater macht, ob er gesund . . . ob er noch krank ist? so stotterte er, und gieng mit ihr in die Stube. — Eben ist er etwas eingenickt, sagte Rosine; Es thut mir leid, daß Er sich schon wieder Mühe macht. — O ich komme herzlich gerne, sagte Gottfried; Ich hab schon die ganze Woche dran gedacht. Doch ich denk auch nicht daran, daß Ihr Vater schläft; Ich muß leiser reden. — Er gieng nun mit ihr ans Fenster; Sie erkundigte sich nach seinem Vater. Er gab ihr Antwort; Und so rissen sich nach und nach Beyde aus ihrer Verwirrung heraus. Doch brachte Gottfried allerley Dinge vor, die er eben nicht hätte sagen sollen, wenns richtig mit ihm gewesen wäre. Er erzählte z. E. er sey die vergangne Woche dreymal bey ihrem Haus vorbeygegangen, und habe sie doch nie zu sehen gekriegt; Diesen Morgen hab er sie nach der Predigt gesehen; Wo sie dann in der Kirche sitze? u. dgl. Er wär auch in der Woche gern gekommen, setzte er hinzu, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß sies übel nehmen würde. — Ganz und gar nicht! sagte sie sehr offenherzig; Es wird mit recht lieb seyn; Denn ich komme ja die ganze Zeit durch nirgends hin, und da wird mir doch die Zeit zuweilen lang. — Ey so komm ich auf die Woche, rief hier Gottfried vor

Freuden so laut aus, daß der Alte drüber erwachte. — Vater! sagte Rosine, Walthers Gottfried ist wieder da, und will sehen, was Ihr macht. — Der Alte hatte große Freude darüber, und hieß ihn zu sich ans Bette sitzen. Mach doch da die Bank rein, Rosine! sagte er, daß er sitzen kann. Es ist ein Elend, wenn man keinen Stuhl hat. — O ich will Euch einen machen, oder ein Paar, Meister Braun! sagte Gottfried hastig. Ja, gewiß; Im Feyerabend will ich Euch gleich Morgen einen machen; Ich hab altes Holzwerk gnug. — Ihr thut gar zu viel für mich, lieber Gottfried! sagte der Alte, und war ganz bewegt dabey. Ihr schlagt völlig Eurem Vater nach. Er hat mir schon so viel Gutes bewiesen, daß nur unser lieber Herr Gott es vergelten kann. Wie stehts denn mit ihm? Ist er noch nicht frey vom Fieber? Gottfried erzählte nun, was sein Vater mache, und daß er gern selbst gekommen wäre. Euer Vater, fuhr der alte Braun fort, hat mir einmal erzählt, Ihr habet ein so gutes Gedächtnis, und könnet die Predigten so gut behalten. Wollt Ihr mir nicht sagen, was unser lieber Herr Pfarrer heut gepredigt hat? Meine Tochter kanns nicht immer so behalten. Gottfried ließ sich dazu sehr willig finden, und erzählte dem frommen Alten den ganzen Innhalt der Predigt, die von der Geduld im Leiden gehandelt hatte, und also für den alten kranken Mann sehr herzrührend und erbaulich war. Er dankte ihm auch dafür mit einem herzlichen Händedruck. Das war eine recht erquickliche

Herz=

Herzstärkung für mich, sagte er; Gottes reichen Lohn dafür! —— So flogen zwo Stunden dahin, die unserm Gottfried nicht länger als eine halbe Stunde vorkamen. Er erschrack, da er die Glocke acht Uhr schlagen hörte, und nahm ungern Abschied. Unter der Thüre gab er Rosinen sechs Groschen zur Verpflegung ihres armen Vaters. Da sie diesesmal das Geld durchaus nicht annehmen wollte, so warf ers ihr auf den Leuchter und eilte davon.

Als er heim kam, fragten ihn seine Eltern, wo er doch so lang geblieben sey? Er erzählte, daß er dem Kranken aus der Predigt vieles vorgesagt habe, und sein Vater lobte ihn deswegen. Mit weichem Herzen, aber nicht so unruhvoll, wie am letzten Sonntag, legte er sich schlafen.

Den andern Tag arbeitete er schneller, um mit seiner aufgegebnen Arbeit früher fertig zu werden. In der Feyerstunde machte er im Hof draussen, wo es seine Eltern nicht sehen konnten, einen alten Stuhl zurecht, und gieng damit, so bald er fertig war, in Rosinens Haus. Der Kranke dankte ihm für seine Gütigkeit von Herzen, und Rosinen sah die Freude aus den Augen. Er blieb beynah eine Stunde da. Beym Weggehen sagte Rosine zu ihm: Wenn er kann, so komm Er doch bald wieder! Es ist mir so gar wohl, wenn Er da ist. Er ließ sich das nicht zweymal sagen, und kam diese Woche noch zweymal, und so wurden sie immer offenherziger gegen einander. Sie sagten sich zwar nicht, wie lieb

lieb sie sich hätten; Aber jedem sagte das sein eigenes Herz.

Zehentes Kapitel.

Wie der alte Braun mit Rosinen ihrer Liebschaft wegen redet, und was weiter drauf erfolgt.

Der alte Meister Braun merkte bald, was zwischen Gottfried und Rosinen vorgieng. Er redete also folgendermassen mit ihr drüber: Hör, Rosine, sagte er; Du weist, ich halt auf Walthers Gottfried sehr viel. Er ist ein redlicher, Gottesfürchtiger junger Mensch, und hat mir schon so viel Gutes gethan, und sein Vater noch mehr. Also kannst Du denken, daß mirs lieb ist, wenn Du auch viel auf ihn hältst. Aber, Kind! Es kommt mir vor, als obs nicht richtig mit euch stünde; Ihr seht oft einander so verdächtig an, und — Rosine, warum weinst Du? Du hast Dich darüber nicht zu schämen — Aber Du kennst Deine Umstände, weist, wie arm ich bin, daß ich Dir keinen blutigen Heller hinterlassen kann, und Gottfried ist vermöglich; Da wird nun sein Vater ganz natürlich nichts von einer Heyrath wissen wollen, und es wäre der gröste Undank, wenn ichs Euch so heimlich mit einander halten liesse. Sey nur ruhig, Tochter, und mach durch Dein Weinen mir das Herz nicht weich! Ich habe Dir das sagen müssen. Gott wird schon noch für Dich sorgen und Dich nicht vergessen. Hörsts? Ich bitte Dich, was hilft

das Weinen? Es kann einmal schon nicht anders seyn. —

Rosine gieng in ihre Kammer und weinte bitterlich. Sie hatte Gottfrieden schon so herzlich lieb, und sollt jetzt auf einmal wieder anders gegen ihn werden. — Und doch liebte die gute Dirne ihren Vater auch so herzlich; Sie sah ein, wie billig und vernünftig seine Vorstellungen waren, und beschloß also endlich, seinem Rath zu folgen. Gottfried kam denselben Abend in ihr Haus. Sie war niedergeschlagen, hinterhaltig, und man sahs ihr wohl an, daß sie geweint hatte. Er fragte sie traurig und zaghaft, was ihr fehle? Sie entdeckte ihm ganz ehrlich und mit Thränen alles, und bath ihn, nicht mehr so oft in ihr Haus zu kommen. Das war ihm wie ein Donnerschlag, und er wußte lang nicht, was er sagen sollte. Endlich fieng er an zu seufzen und zu klagen, und nahm bald drauf von ihr Abschied. Er brachte die halbe Nacht mit Aechzen und mit Weinen zu. Das Betragen des Meister Braun kam ihm hart und grausam vor. Was nützt mich ein Mädchen mit Geld, so dachte er. Ich kann ja doch nicht vergnügt mit ihr leben. Nur mit Rosinen allein kann es mir wohl gehen. Aber sie hält nichts auf mich. Sie sagte ja selbst, ich soll nicht mehr in ihr Haus kommen. Und doch , . . sie sah so traurig aus, und hatte so verweinte Augen. Ach, Du lieber Gott, nimm Du Dich unsrer an! — Er gieng den andern Morgen traurig an seine Arbeit, sang kein Morgenlied wie sonst, und sah immer trüb

und

und niedergeschlagen aus. Umsonst fragten ihn seine Eltern, was ihm fehle? Umsonst ließ ihn seine Mutter allein auf ihre Kammer kommen. Mutter, sagte er, laßt mich in Ruh! Es ist mir eben nicht wohl; Weiter kann ich Euch nicht sagen. — So gieng das fort; Er kümmerte sich innerlich ab, und stellte äusserlich sich munter an, um nur dem Ausfragen seiner Mutter auszuweichen. Man sprach ein paarmal beym Essen von ohngefähr vom Meister Braun. Da ward er bald bleich bald roth im Gesicht; Es war ein Glück für ihn, daß ihn die Mutter nicht gerade ansah. Am Abend in der Feyerstunde gieng er in der Dämmrung traurig bey Rosinens Haus vorbey, ward aber keinen Menschen gewahr, und sah nur einen blassen Lichtschein oben in der Stube. Am Donnerstag Abends gieng er wieder wie gewöhnlich bey dem Haus vorbey; Da sah er in der Dämmrung eine Weibsperson auf die Hausthüre zugehn; Als er näher kam, sah er, daß es Rosine mit einem Wasserkrug war. Guten Abend, Jungfer Rosine, sagte er; Wie stehts? — Ach, wie wirds stehen! war die Antwort. Traurig. Ich kanns eben kaum aushalten, daß ich ihn gar nicht mehr sehen soll. Sie zog ihr Schnupftuch heraus und weinte. Da sie eben weiter reden wollte, hustete der Vater droben in der Stube. Ich muß gehen, sagte sie; Mein Vater erstickt fast an seinem Husten. Sie zog den Hausschlüssel heraus, und öfnete die Thüre. — Lieber Gott, das ist ein Elend! sagte Gottfried! — Ja wohl, ein recht grosses Elend, seufzte Rosine,

gieng

gieng ins Haus und schloß die Thüre hinter sich zu, indem der Vater wieder hustete. Gottfried stellte sich dem Hause gegenüber, lehnte sich an einen daselbst stehenden Karren und weinte bitterlich, und noch zu Hause lange, eh er einschlief. Den nächsten Morgen stand er auf, so blaß wie eine Leiche. Seine Mutter sagte: Lieber Gottfried; Du siehst gar erbärmlich aus. Wenn heut der Bader Wagner kommt, so muß ich ihn um Rath fragen. Es nützt nichts, Mutter, sagte Gottfried; Laßts nur seyn! Es wird schon von selber wieder besser werden. Ach wenns Gottes Wille wäre! sagte die Mutter, und wischte sich das Gesicht.

Den nächsten Sonntag drauf sah er des Morgens Rosinen in der Kirche. Ihr bleiches, abgehärmtes Gesicht machte ihn so traurig, daß er sich kaum der Thränen enthalten konnte. Sein Gebeth war andächtiger und brünstiger als jemals. Des Nachmittags gieng er bey ziemlich regnerischem Wetter in seinen Garten hinaus, und schloß sich in das enge Gartenhäuschen ein, um über seinen betrübten Zustand nachzudenken.

Ein paarmal war er schon völlig und fest entschlossen, alles seiner Mutter zu offenbaren; Allein einige Reden, die sie sich bey einer andern Gelegenheit hatte entfallen lassen, hielten ihn wieder davon zurück. Es hatte nehmlich einer seiner Anverwandten, ein Schlosser, wider den Willen seiner Eltern ein blutarmes Mädchen geheyrathet. Weil dieser selber auch nur ein geringes Vermögen hatte, so war er schon im zweyten

Jahr nach seiner Verheyrathung in den elendesten Umständen. Als er einst in einem zerlumpten Rock vor Meister Walthers Haus vorbeygieng, da sagte Marie: Da sieht mans, was dabey herauskommt, wenn man so in den Tag hinein heyrathet, ohne dran zu denken, wo man Brod herkriegen wolle. Das ist schon wahr, sagte Meister Walther; Aber Mitleid muß man doch mit solchen Leuten haben. Ich wüßte nicht warum, versetzte Marie; Eher sollte mans mit den Eltern solcher widerspenstigen Kinder haben. Laß Dir das fein eine Warnung seyn, Gottfried! — Obgleich Gottfried damals wenig oder nichts dabey dachte, so fiel ihm jetzt doch diese Rede alle Augenblicke wieder ein, und benahm ihm allen Muth, seiner Mutter etwas zu entdecken. Traurig gieng er jetzt des Abends heim; Denn sein Vater, der von seinem Fieber wieder hergestellt war, hatte beym Mittagessen gesagt, er wolle heut den Meister Braun selber wieder heimsuchen. Da war nun dem jungen Menschen angst und bang, daß Rosinens Vater dem seinigen etwas offenbaren möchte. Man kann sich also einbilden, wie groß seine Freude war, da er heimkam, und sein Vater, der sich über Müdigkeit beklagte, zu ihm sagte: Gottfried, willst Du heut nicht noch einmal zum Meister Braun gehn? Das Wetter ist so unhold, und ich bin so müd. — Gottfried konnte kaum seine Freude über diesen Antrag verbergen und gieng hurtig zu des Meister Brauns Haus. Doch schlug ihm das Herz, als er die Schelle anzog und Rosine aus dem Fenster rief:

Wer

Wer läutet? Sie kam ihm zitternd an die Treppe entgegen. Herr Gott, kommt Er wieder? sagte sie. Mein Vater schickt mich her, gab er zur Antwort. Nimmt Sie mirs denn übel? Das nicht, sagte sie und sah ihn traurig an; Aber . . . Und so führte sie ihn in die Stube. Der alte Braun schien nicht recht zu wissen, wie er sich gebehrden sollte, als ihm Gottfried wieder zu Gesicht kam; demohngeachtet aber grüßte er ihn ganz freundlich. Gottfried richtete einen Gruß von seinem Vater aus, und entschuldigte ihn, daß er heut nicht selber komme. Der Alte ward nun immer freundlicher. Oft seufzte er heimlich bey sich selber, daß seine Armuth keine Verheyrathung zwischen Gottfried und seiner Tochter zulasse. Dem jungen Gottfried war oft auch das Herz ganz aus der Maassen schwer, und Rosine gieng ein paarmal ans Fenster, und wischte sich die Augen ab. — Nach einer Stunde nahm Gottfried wieder Abschied. Er drückte dem alten Manne die Hand, und mußte eilen, um die Unruhe seines Herzens zu verbergen. An der Treppe draussen blieb er stehen, drückte Rosinen die Hand und sagte: Liebe Jungfer Rosine, ich hoffe doch, daß der liebe Gott uns noch zusammenbringt. Wir wollen fleißig zu Ihm darum bethen. — Ja, das wollen wir, sagte Rosine. Ich thats bisher schon alle Tage. — So sprachen sie noch etliche Augenblicke mit einander und nahmen Abrede, daß Gottfried die Woche ein paarmal unter die Hausthüre kommen wolle. Er

gieng jetzt mit viel leichterm Herzen wieder heim, als er hergekommen war.

Die Woche drauf sprach er mit Rosinen ein paarmal unter ihrem Haus. Das zweytemal war sie trauriger als sonst und sagte ihm: Sie merk es ihrem Vater wohl an, daß er sich ihrer Bekanntschaft halber heimlich gråme und abhårme. Sie kônne dieß nicht långer aushalten, und bitt ihn also, nicht mehr zu ihr zu kommen. Indem rief der Vater droben seiner Tochter. Ich muß gehen, sagte sie und drůckte ihm die Hand, und eilte fort.

Eilftes Kapitel.

Gottfried wird vor Herzeleid und übergrosser Liebe krank.

Gottfried schwankte im Weggehen, so sehr hatte diese unvermuthete Nachricht ihn erschůttert. Ach, Du grosser und gerechter Gott, was wird noch daraus werden? Weiter als das konnte er nicht sagen. Er legte sich sogleich zu Haus nieder, netzte sein Bette mit Thrånen, und den andern Morgen, als er aufstehen wollte, konnte er nicht, denn er war zu schwach und kraftlos. Seine Mutter rief ihm dreymal, ob er heute gar nicht aufstehn wolle? Endlich gieng sie zu ihm in die Kammer; Da fand sie ihn todtblaß, und erschrack darůber gar sehr. Auf alle ihre Fragen, was ihm fehle? bekam sie weiter keine Antwort, als: Mutter, ich kanns Euch nicht sagen, weiß es selber nicht recht; Ich werde wohl bald sterben.

Die gute Frau vergieng fast vor Jammer. Auch dem Vater, der sonst eben gar nicht weich war, schossen Thränen in die Augen. Man schickte nach dem Bader. Dieser schwatzte sehr viel über Gottfrieds Krankheit her. Man konnte aber aus allen seinen Reden weiter nichts herausbringen, als daß er selbst nicht wisse, was dem Patienten fehle. Doch, sagte er, das Aderlassen ist für alles gut; Und so ließ er dem, ohnedieß schon genug entkräfteten Purschen acht Unzen Blut heraus. Die Jugend des Kranken gab ihm doch wieder so viel Kräfte, daß er den nächsten Tag sich wieder ein paar Stunden ausserhalb dem Bett aufhalten konnte. Noch denselben Abend kam der ehrliche alte Pfarrer, der so viel auf unsern Gottfried hielt und von seiner Krankheit gehört hatte, von freyen Stücken zu ihm, und suchte ihn heim. Der liebreiche Antheil, den der fromme Mann an seinem Zustand nahm, gab ihm plötzlich den Gedanken ein, ihm alles zu entdecken. Jetzt aber war dazu keine Zeit, da seine Eltern bey der Unterredung mit zugegen waren. Er gab ihm also zu verstehen, daß er etwas auf dem Herzen habe, worüber er gern insgeheim mit ihm reden möchte. Herzlich gerne, sagte der Prediger. Morgen ist es ohnedieß Sonntag; Da will ich am Abend zu Euch kommen. Denn da hab ich so am besten Zeit. Er nahm jetzt Abschied und sagte beym Weggehen zu den Eltern: Euer Sohn scheint mir ein innerliches Anliegen zu haben, und da will ich morgen Abend wieder zu ihm kommen, und mit ihm draus reden.

Zwölftes Kapitel.

Wie Gottfried seinem Beichtvater seine Liebschaft anvertraut, und was derweil in Brauns Haus vorgeht.

Gottfried konnte den Sonntag Abend kaum erwarten. Furcht und Hofnung stritten mit einander in seiner Seele. Sein Vater, den das Fieber nun wieder ganz verlassen hatte, sagte zu seinem Weib: Ich will wieder einmal zu meinem lieben Meister Braun gehn. Wenn ihr Wohlehrwürden kommt, Marie, so gehst Du indessen in die Kammer, damit Gottfried sein Herz vor ihm erleichtern kann. Gottfried wußte nicht gewiß, wohin sein Vater gieng, denn er hatte leise mit der Mutter gesprochen; Doch konnte er sichs wohl einbilden, und kam darüber in neue Unruhe. — Unterdessen kam der Prediger. Marie führte ihn in die Stube, und gieng bald drauf wieder weg. Sie machte sich tausenderley schröckliche Vorstellungen, was wohl ihr Sohn Böses auf seinem Gewissen haben möchte? — Der Prediger redete jetzt Gottfrieden mit väterlicher Liebe an, und machte ihn dadurch so zutraulich und offenherzig, daß er ihm sogleich die ganze Ursache seiner Krankheit mit Vergiessung vieler Thränen entdeckte. — Das wärs also, mein Sohn? sagte der Prediger. Es ist löblich und christlich, daß Ihr die Sache nicht so leicht nehmt; Denn an der Eltern Seegen ist gar viel gelegen. Ihr

sagt mir: Ihr hättet Euch Rosinen wieder aus dem Sinn schlagen wollen, um Euren braven Eltern Verdruß und Herzeleyd zu ersparen; Das ist christlich. Daß Ihrs nicht gekönnt habt, das seh ich daraus, weil es Euch aufs Krankenbette hingeworfen hat. Nun, ich will mit Euren Eltern reden. Ich will hoffen, daß sie nicht so stark am Mammon hangen werden; Denn das ist doch alles, was sie an Rosinen auszusetzen haben. Seyd nur ruhig und getrost! Ich hoffe, es wird alles gut gehn. Nur das muß ich Euch noch sagen: Baut auf Gott, und nicht auf mich und andre Menschen! Bittet Gott, daß Er Eurer Eltern Herz regiere, wenn es nützlich ist für Euch! — Dem guten Gottfried war nun auf Einmal so leicht, als ob ihm ein schwerer Stein wäre vom Herzen weggenommen worden. Seine Mutter ward dieß gleich gewahr, als der Prediger weggegangen war, und war voller Freuden, that auch allerley Fragen hin und her an ihren Sohn, auf die er ihr aber keine solche Auskunft gab, wie sies wünschte. Doch sagte er, sie möchte nur zufrieden seyn; Es sey ihm wohl.

Während dieser Zeit giengen auch in dem Haus des alten Braun Dinge vor, die für unsern Gottfried nicht wenig wichtig waren. Meister Walther erzählte nehmlich, sein Gottfried sey krank, und da merkte er ein paarmal, daß Rosine, die an der Seite drüben stand, einen schweren Seufzer ausstieß, und sich die Augen wischte, auch sah er, daß sie blässer und magerer aussah, als sonst. Meister Braun schien, auch etwas

auf dem Herzen zu haben. Endlich befahl er seiner Tochter auszugehn, und etwas zu holen. Sobald sie fort war, sagte Meister Braun: Ich muß einmal offenherzig mit Dir reden, Bruder Walther! Und nun erzählte er ihm alles, was bisher zwischen Gottfried und seiner Tochter vorgegangen war, und setzte am Ende hinzu: Sieh, so ists, und deswegen ist Dein Sohn gewiß allein krank. Ich weiß wohl, für meine Tochter gäbs kein größres Glück, als wenn sie Deinen Gottfried hätte nehmen können. Aber meine Armuth ... Hier konnte der redliche Alte nicht weiter reden; Ein Strom von Thränen erstickte seine Worte. Walther, der im Innersten bewegt war, nahm ihn bey der Hand, und sagte: Lieber Bruder Braun! wenns Gott beschlossen hat, was können wir dagegen haben? Zwar kann ich mich jetzt noch nicht recht drein finden; Aber, wenns so ist, und mein Gottfried ist aus dieser Ursach krank, so müssen wir die Sache wohl bedenken. Mein Sohn ist mir lieb, und Geld und Gut macht nicht immer glücklich. Ich kann jetzt nichts weiter drüber sagen; Denn ich muß auch andre Leute mit zu Rathe ziehen. Wenn die Leutlein für einander sind, in Gottes Namen! Beym Bethen und Arbeiten stirbt man niemals Hunger. Aber, wie gesagt, ich kann jetzt weiter noch nichts drüber sagen. —

Rosine kam bald drauf wieder heim, und Meister Walther nahm von seinem kranken Freunde Abschied. Als er heimkam, fand er seinen Gottfried um ein Gutes munterer, und erfuhr

von

von seiner Marie, daß er so sey, seit er mit dem Pfarrer gesprochen habe. Er beschloß nun bey sich selbst, mit dem rechtschaffnen Prediger drüber zu reden, und wenn dieser die Liebe seines Sohnes gutheisse, ihn zu bitten, mit seiner Marie drüber zu sprechen; Denn er fürchtete zum voraus, daß diese möchte viel dagegen einzuwenden haben. — Den nächsten Abend drauf gieng er zu dem Prediger. Dieser sagte ihm, es sey ihm lieb, daß er selber komme; Er hab ohnedieß etwas mit ihm zu reden. Nun erzählte er ihm, was ihm Gottfried gestern entdeckt hatte, und setzte hinzu, er glaube, die Parthie wäre, da es nun einmal so sey, nicht zu verwerfen. Der alte Walther sagte: Ihm komms auch so vor, nur fürchte er, seine Marie möchte andrer Meynung seyn. Man muß mit ihr reden, sagte der Prediger. Meister Walther versprach hierauf, sein Weib zu ihm zu schicken, und nahm wieder Abschied. — Als er heimkam, sagte Marie: Hör, Mann! Du magsts nun so geheim halten, als Du willst; Du hast etwas auf dem Herzen; Es geht etwas vor, das man mich nicht wissen lassen will. Es geht mir recht nah, das kann ich Dir wohl sagen, daß man gegen mich so fremd thut. — Liebes Weib, sagte Meister Walther; Ich wills Dir gar gerne sagen. Unserm Gottfried nagt etwas am Herzen. Du kennst doch Rosinen? — Freylich; Und was soll die? — Unsre Schwiegertochter werden. — Bey diesen Worten blaßte Marie ab. Drauf rang sie die Hände und fieng an zu jammern und zu weinen.

 In

In der ersten Hitze machte sie ihrem Mann allerley bittre Vorwürfe, schimpfte auf Rosinen, sprach von Bettelmenschern und dergleichen.

Dreyzehentes Kapitel.

Warum Gottfrieds Mutter ihm Rosinen nicht lassen will, wie sie sich aber doch endlich zum Ziel legt.

Ich fürchte, viele, die dieß lesen, werden nun dafür auch wieder auf Marien schimpfen, und voll Unwillen ausrufen: Pfuy doch, das war garstig, daß sie so vom Geitz und Hochmuth sich hat blenden lassen, und so hart mit ihrem Mann und Sohn umgieng. Allein es sollte mir um Marien Leid thun, wenn man so von ihr dächte. Sie verdient das wahrlich nicht. Sie war weder besonders geitzig und eigennützig, noch auch hochmüthig und stolz. Sie hielt unbeschreiblich viel auf ihren Sohn, und wünschte also natürlich nichts mehr, als ihn recht gut anzubringen. Sie hatte deswegen lange schon heimlich ihr Absehen auf die Tochter eines reichen Nachbars, dessen Frau ihr auch schon zu verstehen gegeben hatte, sie würd ihre Tochter ihrem Gottfried gerne geben. Da hatte sie nun so ihren Anschlag für sich gemacht, und versprach sich davon güldne Berge; Und nun alles das so auf Einmal verschwinden und zu Wasser werden sehen, das war ihr zu viel; Sie konnte sich im ersten Augenblick nicht fassen. Schreyend sprang sie in

die Stube, wo ihr Sohn im Bette lag. Gottfried! rief sie weinend: Und Du willst mir das zu Leid thun? Hab ich stets so treu und mütterlich für Dich gesorgt: Hätt alles Dir zu Lieb gethan; Und nun willst Du . . . Meister Walther riß sie mit Gewalt vom Bett zurück; Denn der arme Gottfried zitterte und lag im heissen Angstschweis da. Siehst du nicht, Marie, rief er, er wird sterben. — Schluchzend fiel sie über ihren Sohn her, benetzte ihn mit Thränen, und besprützte ihn mit kaltem Wasser, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Um Gottes willen! rief sie; Stirb nicht! Ach vergieb mir, Gottfried! Du sollst meinethalb Rosinen haben. Gottfried schlug die Augen wieder auf, und sah sie starr und unbeweglich an. Drauf fieng er an zu weinen. — Mutter, sprach er, kann ich denn dafür? — Sprach und Stimme vergiengen ihm wieder, und die Mutter ward vor Jammer fast ohnmächtig. — Siehst Du, Weib, sagte Walther; Das hast Du davon. — Ach, rief sie; Es ist mir ja alles recht. Wenn er nur wieder aufwacht. Er soll ja Rosinen haben. — So jammerte sie lange fort. Gottfried kam endlich wieder zu sich selbst; Doch war er noch sehr entkräftet. — Mutter, sagte er: Ich will nur sterben. Das wird wohl für Euch und mich das Beste seyn. — Ach, Du lieber Gott, rief sie; Nein, Du must nicht sterben! Du sollst ja Rosinen haben! Vater, hol sie doch! Ich bitte Dich um Gottes willen, hol sie! — Meister Walther ließ sich das nicht zweymal sagen, und holte

Rosinen. — Gottfried! rief nun die Mutter, als sie kam; Sieh, da ist Rosine. Geh Sie zu ihm hin, Rosine! Mir ist alles recht. Sieh, da hast Du ihre Hand. Gott segn Euch Beyde! — Rosine konnte noch kein Wort heraus bringen. Sie sah ihren Gottfried an, und Thränen rollten ihr über die Backen, da sie ihn so abgezehrt sah. Er streckte seine welke, verfallne Hand aus dem Bette nach Rosinen, die noch unbeweglich da stand. Die Mutter ergrief ihre Hand, und legte sie in ihres Sohns Hand. In demselben Augenblicke trat der Pfarrer in die Stube. Guten Abend, guten Abend! sagte er. Nun, wie stehts denn mit dem Patienten? Sieh, da ist ja auch Rosine. Habt Ihr Euch besinnt, Marie? Das gefällt mir. — Meister Walther erzählte nun, was vorgefallen war. Der rechtschaffne Prediger freute sich darüber herzlich, und lobte Marien, daß sie sich so willig habe finden lassen, ihres Sohnes Wahl zu billigen. — Ich hätts freylich nicht gedacht, sagte Marie; Aber es muß wohl so Gottes Wille seyn; Was kann nun ich dagegen haben? — Recht so, recht so! sagte der Prediger. Und nun wurde Eines so zufrieden, wie das Andre.

Rosine konnte nun erst ihrer neuen Schwiegermutter danken. Allein Thränen, und ein Händedruck, und ein herzliches: Gotteslohn! machten ihren ganzen Dank aus. Erst um Neun Uhr gieng sie heim, erzählte das, was vorgefallen war, mit Freudenthränen ihrem Vater, der sich auch vor Freuden kaum zu fassen wußte, Gott mit

lauter

lauter Stimme lobte, und dann sagte: Nun kann ich erst froh und ruhig sterben.

Marie wußte noch immer nicht recht, wie ihr war? Die ganze Nacht kam beynah kein Schlaf in ihre Augen. Was Gottfrieden betraf, so war er durch das, was sich diesen Abend mit ihm zugetragen hatte, in so heftige Bewegung, und sein Blut in so starke Wallung gerathen, daß sichs mit ihm mehr verschlimmerte als besserte. Er war die ganze Nacht durch äusserst unruhig. Nur sehr selten schlummerte er ein, und dann fuhr er nach etlichen Minuten heftig wieder auf, und seine Stirne war mit kaltem Schweis bedeckt. Den andern Morgen war er gänzlich abgemattet, und seine Eltern waren voll der ängstlichsten Besorgnis. Auch Rosine kam, sobald sie von ihrem Vater abkommen konnte, und erschrack nicht wenig drüber, daß er so verstellt aussah und so matt war. Zween Tage lang kämpfte nun in ihm Tod und Leben mit einander. Endlich siegte seine gute Natur und die Freude, daß er nun Rosinen haben sollte, über Tod und Krankheit. Er ward nun zusehends wieder gesund, und nach vierzehn Tagen konnt er schon das erstemal wieder in die Kirche, und am Abend zu Rosinen gehen.

Die Freude des alten rechtschaffenen Meister Brauns, ihn wieder gesund, und noch mehr, ihn als seinen zukünftigen Schwiegersohn zu sehn, war unbeschreiblich groß. Lang ist das mein Wunsch gewesen, sagte er; Aber ich durft ihn Niemanden offenbahren als dem lieben Gott.

An einem bald hernach einfallenden Feyertage kamen Gottfrieds Eltern nebst ihm in des Meister Brauns Haus zusammen, und machten wegen des Verlöbnisses ihrer beyden Kinder völlige Richtigkeit. Es wurde ausgemacht, daß Meister Walther noch vier Jahre lang sein Handwerk treiben, und Gottfried als Geselle bey ihm arbeiten sollte. Sodann wolle er, wenn er noch am Leben sey, in das obere Gemach in seinem Hause ziehen, seinem Sohn das Handwerk übergeben, und dann könne dieser Rosinen in Gottes Namen heyrathen. Für Dich, Bruder Braun, sagte Meister Walther, wollen wir schon auch sorgen; Du ziehst dann zu uns. Ach Gott, sagte Meister Braun, bis dorthin brauch ich keine Wohnung mehr; Da bin ich längst versorgt und lieg im Grab. Ich danke Gott, daß ich für meine Rosine eine so gute Versorgung weiß.

Gottfried und Rosine waren nun so glücklich, als man seyn kann. Ihre Wünsche waren erfüllt; Sie theilten mit einander die Freuden einer reinen, züchtigen Liebe, und vergassen nicht des Danks, den sie Gott dafür schuldig waren. Gottfried brachte jeden Abend seine Feyerstunde bey Rosinen an dem Bett ihres Vaters zu. Täglich gewann eins das andre lieber. Marie war vollkommen mit ihrer zukünftigen Schwiegertochter zufrieden, und gewann sie recht von Herzen lieb. Sie sah jetzt wohl ein, daß nicht allemal groß Geld und Gut zu einer vergnüglichen Verbindung gehöre. Gottfrieds Eltern erwiesen auch dem kranken Meister Braun so viel Gutes, als sie konnten.

konnten. Gottfried selber arbeitete jetzt noch weit emsiger, als sonst. Was er in den Nebenstunden verdiente, durfte er für sich behalten. Und dieses und fast alle Trinkgelder, die er bekam, trug er mit Freuden seiner Rosine zu, um davon ihren kranken Vater zu erhalten. Sie bath ihn oft mit Thränen, sich doch nicht so zu vertheilen. Er vergesse sich ja selbst dabey! Allein er sagte, was ich thue, thu ich gern, und bin es schuldig.

Vierzehntes Kapitel.

Rosinens Vater stirbt, und sie selber geht in einen Dienst.

Ohngefähr ein halbes Jahr nach diesem bekam Rosinens Vater abermals einen Schlagfluß, und starb den dritten Tag darauf. Marie gab ihr selbst verschiedene von ihren Kleidern zur Trauer, und der rechtschaffene Prediger hielt dem Verstorbenen umsonst eine schöne Leichenpredigt. Aber nun kam Rosine sehr ins Gedräng. Sie wußte nicht, wohin sie sich jetzt wenden sollte; Denn in vier Wochen sollte sie aus ihrer bisherigen Wohnung, wo sie zur Mieth gewesen war, ausziehen, und ihre zukünftige Schwiegereltern mochten sie nicht gern in ihr eignes Haus aufnehmen, um keinen Anlaß zu übler Nachrede zu geben, obwohl Marie gar wohl jemand zur Hülfe in ihrer Haushaltung hätte brauchen können. Meister Walther wendete sich in dieser Verlegenheit an den ehrlichen Prediger, und gieng am nächsten

Sonn=

Sonntag Abend zu ihm. Ihr Wohlehrwürden, sagte er, haben mir schon öfters gerathen, und jetzt bin ich so keck, und hole wieder guten Rath bey Ihnen. Er legte ihm nunmehr die ganze Sache vor. Ihr seyd also, wie ich sehe, sagte der Prediger, gesonnen, Rosinen in einen Dienst zu thun, wenn sich Gelegenheit dazu anbieten sollte; Nun da kann gar leichtlich Rath geschafft werden. Meine Magd hat, wie Ihr wißt, in drey Wochen Hochzeit, und da brauch ich eine andre. Hat nun Rosine Lust bey mir in Dienst zu treten, so ist alles richtig. Sie solls gut haben. Die Geschäfte sind so groß nicht, und der Lohn ist anzunehmen. Ist Euch das recht, lieber Meister Walther, so könnt Ihrs Rosinen sagen. Ich will aber erst mit meiner Frau draus reden; Denn die gehts am meisten an. Indem kam die Pfarrerinn ins Zimmer; Ihr Mann legte ihr die Sache vor, und sie wars zufrieden. Meister Walther gieng hierauf voll Freuden in Rosinens Haus, und brachte ihr die Nachricht; Sie war sehr vergnügt darüber; Auch Marie dankte Gott dafür.

Nach drey Wochen trat Rosine ihren Dienst in dem Pfarrhaus an. Sie war mit ihrem neuen Zustand sehr zufrieden; Denn der Prediger war, wie wir schon wissen, der beste, bravste Mann, und seine Frau war zwar etwas wunderlich und mürrisch, aber ihres Mannes wegen mußte sie sich doch in Acht nehmen, und durfte das Rauhe nur selten heraus kehren. Rosine bekam guten Lohn, und durfte jede Woche zween Nachmittage

für sich selbst etwas arbeiten. Gottfried hatte die Erlaubnis, jeden Sonntag Abend in dem Haus des Predigers einzukehren und der Erbauungsstunde beyzuwohnen, die der fromme Prediger mit seiner Frau und seiner Magd hielt. Diese durfte ausserdem noch jeden Mittwoch Nachmittag mit ihrer Arbeit in des Meister Walthers Haus gehen, und auf solche Art giengs unserm jungen Paar recht nach Wunsch.

Fünfzehntes Kapitel.

Welches vom Krieg und Kaffee handelt.

Es verfloß ein Jahr, und nun trugen sich auf Einmal in dem Städtchen Erlenburg sonder- und wunderbare Veränderungen zu. Zween grosse Fürsten, zwischen deren Ländern Erlenburg und das kleine Fürstenthum, zu dem es gehörte, in der Mitte lag, fiengen einen weitaussehenden Krieg mit einander an. Der Fürst, dem Erlenburg gehörte, hielt sich zwar neutral; Allein demohngeachtet zogen immer Truppen, bald von der Einen, bald von der andern Parthie, durch das Städtchen, und hielten da gewöhnlich ihren Rasttag. Da giengs denn nun oft sehr bunt und verwirrt durcheinander. Die Leute hatten brav Geld, und wollten dafür eine viel vornehmere Aufwartung haben, als man in Erlenburg zu geben gewohnt war und verstand. Der nicht gar große Vorrath von Wein und Brandtenwein, den man in dem Städtchen hatte, war bald aufgezehrt.

Das machte die Soldaten mürrisch und verdrüß-
lich. Sie verlangten, daß man mehr anschaffen
sollte. Viele verlangten auch Kaffee, und da wa-
ren in ganz Erlenburg kaum zwey Pfunde aufzu-
treiben; Denn, wie wir schon wissen, wußte auss-
ser dem Stadtschreiber beynah Niemand, was
das für ein Ding sey. Weil indeß die durch-
marschirenden Soldaten und besonders ihre Wei-
ber, so gar häufig darnach fragten, so fiel end-
lich einem reichen Tuchscheerer, der vom Gewon-
nenen lebte, ein, sich dergleichen Waaren an-
zuschaffen, und einen kleinen Kramladen anzule-
gen. Kaum hatte er auf einem Karren in der
Residenzstadt einen kleinen Vorrath von Kaffee,
Zucker, Aquavit und dergleichen Waaren selber
abgeholt, so war sein Laden bey dem nächsten Re-
krutentransport schon wieder vollkommen ausge-
leert, und er hatte etwas Ansehnliches dabey ge-
wonnen. Daher schickte er sogleich wieder einen
größern Karren nach der Residenz, und versah
sich mit noch stärkerm Vorrath. Auch dieser
war in drey Wochen wieder aufgezehrt; und nun
fand er diesen Handel so einträglich, daß er sich
gänzlich drauf legte, seinen Laden größer machen
ließ, und ein eignes Fuhrwerk nach der Residenz-
stadt unterhielt. Da andre Erlenburger sahen,
daß er in kurzer Zeit so viel bey dieser Handelschaft
gewinne, so wurden sie aufmerksam drauf, und
legten auch einen kleinen Zucker- und Kaffeehan-
del an. In kurzer Zeit war Erlenburg voll von
größern und kleinern Krambuden. Die Krämers-
weiber wollten nun aus Fürwitz doch auch versu-
chen,

chen, ob es denn etwas so gar Gutes um den braunen Bohnentrank sey? Sie kochten sich in ihren gewöhnlichen Kochgeschirren (denn von Kaffeezeug wußte man natürlich in Erlenburg noch nichts) Kaffee, goßen ihn in kleine Schüsseln, tranken ihren Männern draus Gesundheit zu, und schlürften diesen neuen Trank ganz bedächtlich ein. Anfangs wollte der scharfe, bittre Geschmack den Wenigsten einleuchten und behagen, und es gab gar saure Gesichter; Man warf aber so viel Zucker hinzu, daß er oft aus dem Kaffee wie eine kleine Insel aus dem Meer hervorragte, und so fand man nach und nach den neuen Trank vortreflich, und manche Krämersfrau leerte, wenn lang keine Soldaten in das Städtchen kamen, ihrem Mann den Laden selber aus, und nahm ihm seine theuer bezahlten Waaren ohnentgeltlich ab. Bisher trank man noch den Kaffee, wie schon oben angeführt ist, aus schlechten, irdenen Schüsseln, oder ließ sich auch beym Töpfer besondre kleine Schüsselchen dazu machen; Allein auch dieses änderte sich bald. Eine Officiersfrau kam in Erlenburg ins Kindbett, und mußte ohne ihren Mann zurückbleiben. Weil ihrs im Gasthof zu theuer zu zehren war, so miethete sie sich bey einem neuen Krämer, Namens Herrmann, ein. Sie bat einmal die Frau des Krämers, ihr Kaffee zu machen. Diese thats, und kam darauf mit einem großen Wassertopf, in dem der Kaffee, mit einem etwas kleinern, in dem die Milch war, und mit zwey kleinen Schüsselchen, aus welchen sonst die Kinder ihre Suppe assen, in

die Stube. Was ist das, Frau Herrmann? rief die Officiersfrau; Hat sie mich denn falsch verstanden, und statt Kaffee eine Suppe gemacht? Gott behüte! sagte Frau Herrmann; Kaffee bring ich, und zwar guten, extra guten Kaffee. Ich warf wenigstens zehn Loth in diesen Topf, und Kathrinchen hohlt mir eben einen grossen Zuckerhut herauf. — Aber, sagte die Officiersfrau; Wer kocht denn den Kaffee in Wassertöpfen, und trinkt ihn aus Suppenschüsseln? — Jedermann im ganzen Städtchen, sagte Frau Herrmann, und schien ganz verwundert über diese Frage zu seyn; In was soll man ihn denn sonst kochen? Und aus kleinen Näpfen muß man ihn doch trinken, da er aus dem Topf zu heiß ist. Indem langte sie zween Eßlöffel aus der Schublade, um den Kaffee damit umzurühren. Die Officiersfrau fieng nun an, aus vollem Hals zu lachen. Lieben Leute, sagte sie; Ich sehe wohl, Ihr seyd noch um ein halbhundert Jahre zurück, und wißt noch nichts von Kaffeekannen, Milchkannen, Tassen, und was sonst dazu gehört. Hätt ich das gewußt, so hätt ich mein Kaffeeservice nicht mit meines Manns Bagage fortgeschickt. Doch, jetzt muß man aus der Noth schon eine Tugend machen. Setze sie sich nur, Frau Herrmann! Sie wird doch wohl eine Schüssel mit mir trinken? Frau Herrmann setzte sich nach vielen Komplimenten nieder und schlug grosse Stücke von dem Zuckerhut ab, und warf sie in den Kaffee. Sie erkundigte sich nun genauer nach den Kaffeekannen und Tassen, wie sie aussehen, was sie kosten

sten u. d. gl. Sie ward durch die Beschreibung der Lieutenantinn immer lůsterner darnach, zumal da diese sagte, daß sie ihr aus ihrer Vaterstadt ein Kaffeeservice um ein Billiges verschaffen kön=ne. Aber, warum trinkt sie denn nicht, liebe Frau Herrmann? sagte die Lieutenantinn, da sie sah, daß ihre Hauswirthinn ångstlich da saß. Diese stand nun auf, nahm die Schůssel in die Hand, und bat sich die Erlaubnis aus, der gnå-digen Frau hohes Wohl zu trinken. Die Lieute=nantinn brach in ein noch lauteres Gelåchter aus als vorhin. Nehm sie mirs nicht ůbel, sagte sie, Frau Herrmann! Aber lachen muß ich, und wenns mir das Leben kosten sollte. Man trinkt nicht einmal im Weine mehr Gesundheit, geschweige denn im Kaffee; Das war in meinem Leben niemals Mode. Die beschåmte Frau Herrmann wurde feuerroth, machte tausenderley Entschuldi=gungen und bath Einmal ůber das andre um Ver=gebung. In Erlenburg, sagte sie, trinkt Je=dermann im Kaffee Gesundheit.

Sechszehentes Kapitel.

Wie nach Erlenburg Kaffeegeschirr kommt, und ein grosses Kaffeebanket daselbst ge-halten wird.

Frau Herrmann konnte nun nicht ruhig schlafen, seit sie von Kaffeekannen und Tassen und Lǒffelchen gehǒrt hatte. Endlich gieng sie an ihren Mann. Herrmann, sagte sie; Ich hab

etwas auf dem Herzen. Die gnädige Frau hat mir gestern Wunderdinge gesagt, von Kaffee- und Milchkannen, und Tassen und Löffelchen. Sie lachte mich recht aus mit meinem Wassertopf. Ach es ist eine gar scharmante Frau; Sie sagte, daß sie mir wohl solchen Kaffeezeug verschaffen wollte. — Nun, wenn das ist, sagte Meister Herrmann, so laß Dir nur welches schaffen! Ich bins wohl zufrieden. — Bist Dus, lieber Herrmann? O, Du bist ein gutes Männchen. Aber hör, es stößt sich noch an etwas. Wenn die gnädige Frau mir das verschaffen soll, so muß ich ihr drey Thaler geben. — Bist Du klug, Weib? Was? Drey Thaler für solch einen Plunder? Dafür kannst Du sechs und acht Wochen lang Kaffee trinken. Er wird, meiner Seel! nicht besser schmecken aus den Tassen, oder wie man die Alfanzereyen heißt? Da wird Ein- für allemal nichts draus! Gieb Dich nur zufrieden und trink Deinen Kaffee aus den Töpfen, wie bisher! Trinkst mir schon aus diesen nur zu viel, und schlürfst mir mehr als den Profit weg; Wie würds erst bey den Kannen und Tassen gehen? — Frau Herrmann mußte also dießmal mit einer abschlägigen Antwort abziehen; Aber wenn ein Weib einmal auf etwas versessen ist, so weiß man wohl, sie giebt keine Ruhe, bis sies hat. So macht' es denn auch Frau Herrmann. Sie schmollte, maulte, weinte, zankte mit der Magd und mit den Kindern, gab ihrem Mann keinen freundlichen Blick mehr, sprach vom Sterben und vom Grab, wünschte sich nur auf den

Kirchhof

Kirchhof hinaus, bekam Kopf- und Rückenschmerzen, bis der Mann sie endlich fragte, was ihr fehle? Da brachte sie denn ganz begreiflich das Gespräch wieder auf das Kaffeezeug, sprach viel von dem Profit, den der Mann bey dem Kaffeehandel mache u. s. w. Endlich schloß er sein Wandkästchen auf, wo er sein Geld hatte, und zählte ihr drey Thaler hin. Ausser sich vor Freuden, sprang sie auf der Lieutenantinn Zimmer, warf das Geld auf den Tisch hin, und bath, doch augenblicklich ein Kaffeeservice zu verschreiben! Die Lieutenantinn thats den andern Tag; Und nun zählte die Herrmänninn Tage, Stunden und Augenblicke, bis endlich die Kostbarkeit ankam. Da konnte sie denn das Auspacken kaum abwarten, und schmiß beynah alles vor Ungeduld über den Tisch hinab. Endlich war die theure Waare ausgepackt. Eine Kaffeekanne von Erde, mit einer weissen glänzenden Glassur, eine Milchkanne, Zuckerbüchse und zwölf Schaalen prangten auf dem Tisch mit zwölf versilberten Löffelchen von Messing. Die Krämersfrau sprang und jauchzte wie ein Kind, rief ihren Mann, ihre Magd, ihre Kinder und noch eine Nachbarinn herbey, um an ihrer Freude Antheil zu nehmen. Augenblicklich ließ sie Wasser zum Feuer setzen, Kaffee mahlen, Zucker aufschlagen, und nun trank sie aus dem neuen Geschirre Kaffee. Sie glaubte, Malvasier und Honig zu trinken. Ja, das ist wahr, sagte sie; Nun ists erst ein Trank; Das giebt ihm erst Geschmack; Vorher schmeckte es wie Hutzelnbrühe. Auch ihr Mann bekam aus einer Tasse

zu trinken. Ich sind eben nichts besondres dran, sagte er ganz trocken; Der Kaffee ist noch überdas ganz trüb und voller Satz. Du bist nicht klug, sagte seine Frau; Man muß gar keine Zunge haben, wenn man so was sagen kann. Du verdienst nicht, aus Tassen zu trinken. — Ich wollt, ich hätte meine drey Thaler wieder, und die zwölf Groschen Fracht noch obendrein, sagte Meister Herrmann, kratzte sich hinter den Ohren, und gieng aus der Stube.

Seine Frau indessen trank zwo Stunden lang Kaffee, ließ immer wieder neuen in der Kanne aufgiessen, und bracht ihr Blut dadurch so sehr in Hast und Aufruhr, daß ihre Backen glühten wie der volle Mond, wenn er eben aufgeht. Ihre Nachbarinn, die bisher noch wenig Kaffee über ihre Zunge gebracht hatte, trank sich bey dieser Gelegenheit auch ganz glühend roth, und brach in Lobeserhebungen aus, so oft sie eine Tasse, mehr in sich geschüttet, als ausgeschlürft hatte. Das wird aber Aufsehn im Städtchen geben, sagte sie. Wenn mans auch nur bald genug erfährt! Heut noch will ichs meiner Gevatterinn erzählen. — Das thu ja nicht, Anne! sagte die Frau Herrmann; Da verdürbest Du mir, meiner Six! mein ganzes Spiel. Ich hab etwas ganz andres vor, siehst Du. Da lad ich morgen zehen Bürgersweiber ein, und Dich dazu! Aber keine soll vorher etwas erfahren, siehst Du! Wenn dann alle bey einander sind, da geh ich in die Küche, und auf Einmal komm ich mit den Kannen in die Stube, und hinterdrein die Magd mit

einem Brett und die Zuckerbüchse drauf, und die Tassen alle, und die Löffelchen drinn. Das soll Augen geben, siehst Du. Ich weiß, die Weiber werden dir schier auf den Kopf stehn, und nicht wissen ob sie noch auf der Welt sind? Siehst Du, das hab ich im Kopf; Und da laß Dich nur keine Sylbe vorher verlauten; Sonst must Du mir meinen halben Thaler heimgeben. Hältst Du aber reinen Mund, so ist er Dir geschenkt; Verstehst Du mich? — O, das ist etwas scharmantes! rief Anne ganz entzückt aus. Ja, so must Dus machen, liebe Kunigunde! Was die Weiber sich verwundern werden! Ich will nur die Bürgermeisterinn sehen, wie die ihre grosse Augen aufreissen wird, und die Schmidtinn, und die Schlossergrethe! Aber, hör! Eins must Du thun! Eher lass ich Dir gar keine Ruhe. Deine Magd darf das Brett mit den Tassen nicht hereintragen. Das must Du mir überlassen. Hörst Du? — Je ja, Anne! Das ist auch wahr. Das schickt sich weit besser. Du sollsts in die Stube tragen! — So plauderten die Weiber lange noch, und wünschten endlich einander gute Nacht.

Die Magd der Herrmänninn mußte nun den ganzen andern Morgen herumlaufen, und die zehen Weiber einladen. Keine wußte, was das zu bedeuten habe? Denn die Herrmänninn war sonst eben nicht gewohnt, viel am Besten zu geben. Um zwey Uhr Nachmittags kam nun eine nach der andern angestochen, nachdem die Herrmänninn erst bey ihrem Mann noch einen großen

Kampf und Strauß zu überstehn gehabt hatte, der sich höchlich verwunderte, da er seinen Webestuhl (Er war nehmlich ein Strumpfweber) aus der Stube hinaus schaffen, und andre große Veränderungen im Hause vornehmen sah, in die er sich gar nicht zu finden wußte, bis er nähere Kundschaft von den Einfällen seiner Frau bekam. Er brummte lang, und wollte sich dem Unfug widersetzen; Als aber alles nichts half, da gieng er endlich mit den Worten: Du wirst noch mit Deinem Kaffeekram zur Närrinn werden! aus dem Haus, und in seinen Garten, um da im Schweiße seines Angesichts Kartoffeln auszugraben, indeß seine Frau in ihrem neumodischen Trank mehr verzehrte, als die Kartoffeln alle zusammen werth waren.

Jede von den Baasen und Gevatterinnen, die jetzt in dem Haus ankamen, wunderte sich, ausser ihrer eignen werthen Person, auch noch andre, und so zahlreiche Gesellschaft anzutreffen. Jede lispelte der andern ins Ohr, was es doch heut geben werde, indeß die Herrmänninn in ihrem grösten Staate da stand, und aussah, als ob sie Staatsgeheimnisse im Hinterhalt hätte, auch ihrer Nachbarinn Anne oft mit einem vielbedeutenden Lächeln zunickte. Sobald die zehente und letzte Person ihr Bewillkommungskompliment geendigt hatte, gieng die Herrmänninn mit ihrer Nachbarinn aus der Stube, und ließ nun den andern Frauen Zeit, zu rathen, was sich wohl in Kurzem für Wunder zutragen werden? Den Kaffee hatten zwar wohl alle gleich beym Eintritt

ins

ins Haus gerochen; Aber warum sie heute so bewirthet werden sollten, das errieth keine. Endlich lößte sich das Räthsel auf. Die Magd stieß die Thüre angelweit auf; die Herrmänninn trat mit ihrer Kaffee- und Milchkanne triumphirend herein, hinter ihr die Nachbarinn mit einem langen Brett, und alle Weiber stutzten. Die Eine that einen lauten Schrey; Die andre schlug die Hände zusammen; Die dritte stand auf und sprang den Tassen entgegen. Jede gab ihr Erstaunen auf eine ihr eigene Weise an den Tag. Endlich riefen alle einmüthig: Was ist das? Was hat sie da? — Die Herrmänninn schmunzelte nur und schwieg, und setzte ihre Kostbarkeiten auf den Tisch. Jede fuhr nun zu, die Tassen und die Kannen zu betasten; Manche verbrannte sich dabey die Finger. Des Verwunderns und des Fragens ward kein Ende. Die Herrmänninn that sehr geheim und sagte nicht, wie sie zu dem Service gekommen sey. Die meisten meynten, das müßte wohl mehr als Ein Goldstück gekostet haben; Manche rieth auf vier und mehr Dukaten; Die Herrmänninn sagte nur: Es kann wohl seyn, und bestärkte sie dadurch nur noch mehr in ihrer Vermuthung.

Nun fieng man an, zu trinken. Eine von den Weibern stand auf, und trank der Bürgermeisterinn Gesundheit. Die Herrmänninn fieng nun eben so laut zu lachen an, als die Lieutenantinn vor einiger Zeit über sie gelacht hatte. Ihr guten Frauen, sagte sie; Ich weiß besser, wie man den Kaffee trinkt. Seht, da gießt man

ihn halb in die untere Schaale, und trinkt mir nichts, dir nichts; Seht Ihr! Das Gesundheittrinken ist schon lang nicht mehr Mode; Das hab ich von meiner gnädigen Frau droben gelernt; Seht Ihr. — Die Weiber verwunderten sich höchlich drüber, daß mans einem nicht für Grobheit ausrechne, wenn man nicht Gesundheit trinke. Sie tranken indessen tapfer drauf, und die Kanne war jeden Augenblick leer. Alle waren darinnen einig, der Kaffee schmeck auf diese Art noch so gut. So oft die Herrmänninn hinausgieng, um die Kanne neu zu füllen, so besprachen sich die Weiber mit einander, und rümpften die Nasen über den ungeheuren Aufwand der Herrmänninn. Sie sollte nur erst ihre Fenster flicken lassen, sagte die Eine. Seht, da weht mir der Wind in den Nacken, daß michs friert. Ey, wenn sie nur erst ihren Kindern gute Kleider machen liesse! sagte die andre. Und ihre Steuern richtig bezahlte! setzte die Bürgermeisterinn hinzu. Stühle, lispelte noch eine, dürfte sie sich auch erst anschaffen! Alle Augenblicke ist mir Angst, ich falle da mit meinem alten Wackelding um. — So gabs Anmerkungen über Anmerkungen, bis die Herrmänninn wieder kam; Da war alles mäuschensstille. — Als sie wieder hinausgieng, hub die Schmidtinn an: Aber wißt ihr auch, wie sie zu dem Geschirr gekommen ist? — Nein! antworteten alle. Habt Ihr denn nicht gehört, versetzte diese wieder, was sie von ihrer gnädgen Frau sagte? Da muß der Haas im Pfeffer sitzen. — Das ist wahr, riefen alle, daher muß

sies

sies haben. Inzwischen ließen sichs die Weiber aus dem neuen Kaffeegeschirr treflich wohl schmecken, so daß mehrere Maasse drauf giengen, und sie alle ganz muthwillig und ausgelassen lustig wurden. Wißt Ihr auch schon, hub einmal eine von den Frauen an, daß mein Mann einen neuen, extraguten Aquavit bekommen hat? Ein Herr Officier sagte ihm, wie und wo man ihn bekommen könne. Ich habe nur ein kleines Spitzgläschen voll davon getrunken, und ich kann Euch gar nicht sagen, wie mir dabey wurde. Das geht über Alles; Da ist der Kaffee wie nichts dagegen; Das dürft Ihr mir glauben. Wenn ich nur ein Fläschchen voll da hätte, Ihr solltet Eure Wunder sehen. Ey, da wird ja wohl Rath geschafft werden können, hub die Ellerbeckinn, ein lustiges, dickes Weib an. Wißt Ihr was? Wir schießen etwas Geld zusammen, und lassen uns von dem Schnips holen, bis wir gnug haben. Das ward allgemein gebilligt und gut geheissen; Jede gab sechs Groschen her, und man holte von dem gerühmten Wundertrank. Die Weiber sahen aus wie närrisch, und verdrehten die Augen im Kopf, sobald sie das Gläschen an den Mund setzten; Keine wollt es absetzen, bis es rein ausgeleert war. Die Letzte bekam kaum noch gnug zu trinken. Sogleich schoß man wieder Geld zusammen, und so giengs fort, bis die Weiber alle dick betrunken waren. Da giengs an ein Jauchzen und Jubilieren, daß, wer unten an dem Haus vorbeygieng, glaubte, es sey eine Heerde Gänse droben. Die Einen Weiber schalten

auf

auf ihre Männer, die andern lobten die ihrigen. Sie pralten mit ihrer Herrschaft über ihre Männer, rühmten viel von ihrem Kleiderstaat, und stiessen dann die Gläser wieder an.

Siebenzehentes Kapitel.

Wie das Kaffeebanket ein gar klägliches Ende nimmt.

Heyssa, lustig! hieß es; Nun ists erst gut in Erlenburg leben, seit wir Kaffee haben, und Aquavit. Vivat, es leben die Soldaten! So schrien die Weiber, und lärmten, daß halb Erlenburg vor Meister Herrmanns Haus zusammen lief. Endlich hörten auch die Männer von der schönen Aufführung ihrer Ehehälften. Ein jeder holte, einer nach dem andern, die seine ab, und zu Haus gabs dann allerley Vorstellungen und Strafpredigten, die den Weibern eben nicht sehr erbaulich vorkamen. Jetzt sassen nur noch die Meister Herrmäninn und ihre Nachbarinn bey einander, als Meister Herrmann mit einem Sack Kartoffeln heim kam. Er trat kaum in die Stube, so rief ihm sein Weib, mit dem Spitzglas in der Hand, entgegen: Prosit, Alter! Da, trink auch! Das war Dir ein Leben! Hör, die Weiber sind fast krank und närrisch worden über meine Tassen. Prosit, prosit, Alter! — Wart, ich will Dir prosit, Du verdammte Metze! rief Meister Herrmann, und lief aus der Stube, kam aber gleich wieder mit

dem Besenstiel herein; Und nun schmieß er den Tisch um, auf dem noch zwo Tassen standen, fiel drauf über sein Weib her, und prügelte sie so jämmerlich ab, daß sie sich gleich zu Bette legen mußte.

Sobald sie wieder etwas nüchtern wurde, wozu die Schläge auch das ihrige beygetragen hatten, so bedaurte und bejammerte sie nichts mehr, als die zwo zerbrochnen Tassen. Doch wie stutzte sie erst am nächsten Morgen, da sie ihr übriges Kaffeezeug erst in der Küche, und sodann im ganzen Hause suchte, und es nirgends fand. Nachdem sie gnug gejammert und das Haar sich ausgerauft hatte, so hielt sie heimliche Nachfrage im Haus, und erfuhr endlich von ihrem Töchterlein, der Vater hab es gestern Abend weggenommen, um es einzuschließen; Sie wisse aber nicht, wohin? Meister Herrmänninn war nun untröstlich über ihren Verlust, und durfte sich doch nichts merken lassen, um nicht eine noch härtere Begegnung von ihrem Manne zu erfahren. Sie kriegte auch die Tassen von nun an nicht mehr zu sehen, und Kaffee durfte sie auch nicht mehr trinken. Einen klügern Einfall als diesen hätt ihr Mann nicht haben können. Inzwischen war ihr Kummer der gröste, und erreichte erst den höchsten Gipfel, da den Tag nach dem unglücklichen Schmaus wenigstens die Hälfte von den Erlenburgischen Weibern zu ihrem Hause hin wallfahrtete, um die Wunderkannen und Tassen zu sehen. Es war, als ob ein fremdes Thier in ihrem Haus ums Geld zu sehen wäre,

so stark war der Zulauf. Und doch mußten alle ungetröstet weggehn; Denn die Tassen konnten nicht in Augenschein genommen werden, weil sie eingeschlossen waren. Die Herrmänninn brachte tausenderley Entschuldigungen vor; Denn sie schämte sich, die wahre Ursache anzugeben. Doch glaubte kein einziges Weib in Erlenburg dem, was sie sagte; Vielmehr gab man ihr schuld, sie zeige die Tassen blos aus Mißgunst nicht; Und so bekam sie noch obendrein fast alle Weiber im Städtchen zu Feindinnen. Sie starb fast vor Aerger und gieng drey Wochen lang nicht aus dem Haus. Noch einen Umstand, der dabey mit vorfiel, hätt ich fast vergessen. Die Magd hatte die Scherben von den zwo zerbrochnen Tassen auf die Straße geworfen, und da sammelten die Kinder sie auf, um damit zu spielen. Von ohngefähr bekam eine von den Frauen, die beym Schmausse mitgewesen waren, einen solchen Scherben zu sehen, und erzählte, er sey von den Tassen. Nun wurden die Scherben in kurzer Zeit so rar, daß man sie den Kindern abbettelte, oder um Aepfel und Nüsse abkaufte, und als eine Seltenheit sorgfältig aufbewahrte.

Dieß ist die Geschichte des ersten Kaffeezeugs in Erlenburg. Mancher möchte vielleicht glauben, nach einem so traurigen Anfang hätte sich wohl keines mehr so leicht in das Städtchen eingeschlichen. Aber falsch gerathen! Die Weiber hatten sich die Rede der Schmidtinn von der Officiersfrau allzugut ins Ohr gefaßt. Einige von ihnen kamen gleich ein paar Tage nach dem Schmaus,

zum Theil noch mit verbundnem Kopf und blau und gelben Augen, zusammen, und hielten Rath. Die hochmüthige Närrinn, hieß es, meynt wohl, sie wolle solch ein Kaffeezeug, das ihr gar nicht einmal zukommt, nur für sich allein haben, und wir sollen unsern Kaffee nach wie vor aus Schüsseln trinken; Drum will sie die Tassen nicht mehr sehen lassen. Guten Morgen, überkluge Frau Strumpfweberinn! Dießmal bist du uns nicht schlau genug. Wißt Ihr was, Weiber? sagte die Schmidtinn: Ich muß auch solche Tassen haben; Und wer von Euch auch welche will, die sags mir! Ich will zu der gnädgen Frau hingehen, und sie fragen, was sie kosten, und wo mans bekommen kann? Vielleicht hilft sie uns selber zu welchen. Dann gebt Ihr mir Euer Geld, und ich brings der gnädgen Frau; Und über kurz oder lang haben wir die Tassen. Da wollen wir die schlaue Katze fein hübsch auslachen. Dieser Vorschlag gefiel allen ganz ausnehmend wohl; Jede wollte ein Service haben; Und die Schmidtinn gieng sogleich zu der Lieutenantinn hin. Da diese die Begierde wahrnahm, die die Weiber nach Kaffeeservicen hatten, so versprach sie, ihnen welche zu verschreiben. Aber, dachte sie gleich bey sich selber, sollt ich die Mühe wohl umsonst haben? Da wär ich nicht klug; Was gehen mich die Weiber an? Sie sagte also, daß sie ein Service nicht anders, als um vier Thaler schaffen könne. O, das zahlen wir von Herzen gern, rief die Schmidtinn, lief zu ihren Weibern, holte das Geld, und brachte es der Lieutenantinn. —

Daß

Daß die Weiber nun vor Ungeduld kaum schlafen konnten, und dem Tag, an dem die Services ankommen sollten, so begierig, wie die Kinder dem Christfest entgegen sahen, versteht sich ja wohl von selbst? So oft eine die andre sah, hieß es: Jetzt ists nur noch 12 = 10 = 8 = oder 4 Tage hin.

Achtzehentes Kapitel.

Die Sache mit dem Kaffeezeug kommt vor das Burgermeisteramt.

Die Burgermeisterinn, der die Weiber aus heimlichem Neid nichts von ihrem Vorhaben gesagt hatten, hörte nun von ohngefähr davon, und kam vor Erbitterung und Wuth fast ausser sich. Was? sagte sie; Ich soll Burgermeisterinn im Ort seyn, und die Weiber sollen Tassen haben? Vor mir Tassen haben? Nein, das kann nicht seyn! Es mag kosten, was es will! Es kann nicht seyn. Ich muß noch vorher Tassen kriegen, und wenn sie vom Himmel fallen sollten! — So lief sie voll Wuth zu ihrem Mann, einem gar sanften geduldigen Schaaf, der schon dreyßig Jahre lang unter ihrem Pantoffel gestanden hatte, ohne auch nur Einmal zu muchsen. Burgermeister! rief sie, und er fuhr vor Schrecken zusammen, da er sie so grimmig aufgebracht sah; Burgermeister! verschaff mir Recht, wenn Du ferner noch mein Mann heissen willst! Das Lumpenpack hier treibts so weit, daß es nicht mehr auszuhalten ist. — Was denn, Burgermeisterinn? fragte er

zitternd;

zitternd; Wer hat Dir etwas zu Leid gethan? Sag mirs nur; Ich will ihn heute noch in den Thurm werfen lassen. Du weists ja; Du darfst nur reden; Ich thu Dir ja alles zu Gefallen. — Sie erzählte nun den ganzen Umstand und schloß endlich mit den Worten: In drey Tagen muß ich Tassen haben, oder ich lauf aus dem Hause. — Alles gut! Du hast vollkommen Recht, mein allerliebstes Zuckerherz! sagte der Burgermeister. Aber sag, wie ist das anzugehen? Ich bin zwar wohl Burgermeister; Aber Wunder thun kann ich deßwegen doch nicht. Wenn ich auch schon einen reitenden Extrabothen nach der Residenz schicke, er kommt eben doch nicht vor acht Tagen hin und her; Es ist gar zu weit dahin; Und Du willst das Geschirr schon in drey Tagen haben. Sieh! das ist ja ganz unmöglich! — Ganz unmöglich! rief die Burgermeisterinn, indem sie seinen weinerlichen Ton nachahmte; Freylich, wenn man gar kein Hirn hat, wie der Burgermeister hier, da sieht man alles für unmöglich an. Du hörst ja, daß die Herrmänninn ein Service schon hier hat. Das sollst Du mir schaffen! Verstehst Du denn nicht deutsch? Er ist noch die letzte Steuer schuldig, und hat erst vergangne Woche seine Frau geprügelt. Da darfst Du ihm ja nur Angst machen. Ach, daß ich nicht Burgermeister bin! Da tränk ich heute noch aus Herrmanns Tassen Kaffee. Und das will ich auch, setzte sie mit neuer, verstärkter Heftigkeit hinzu, und zog die Glocke an, mit der man dem Amtsknecht gewöhnlich läutete. Jetzt schick nur gleich auf der

Stelle zum Herrmann, und verschaff mir heute noch die Tassen! Mit diesen Worten lief sie fort, und ließ ihren Mann, der am ganzen Leibe zitterte, allein.

Der Amtsknecht kam, und der Burgermeister ließ durch ihn den Meister Herrmann vor Amt fodern. Mit Zittern sah er seiner Ankunft entgegen; Denn er kannte Herrmanns rauhes Wesen, und konnte gar nicht mit sich einig werden, wie er die Sache angehn, ob er Güte oder Strenge gebrauchen sollte? Zur Güte war er immer, wie alle schwache, furchtsame Leute, mehr geneigt, als zur Strenge. Meister Herrmann kam indessen. Was giebts, Herr Burgermeister? sagte er in einem rauhen, verdrüßlichen Ton; Hab ich etwas Böses angestellt, daß man mich da durch den Büttel holen läßt? — Bey Leibe nicht! Nein, bey Leibe nicht, lieber Meister Herrmann! sagte der Burgermeister schon ganz zaghaft. Ich wollte nur . . . ja, was wollt ich sagen? Wegen des Geschirres meyn ich. Ihr sollt ja ein sonder- und wunderbares Geschirr haben, sagt man, Meister Herrmann. — Das hab ich, und habs theuer gnug bezahlt, versetzte dieser; Hat der Herr Gestreng etwas dagegen? — Gott behüte! sagte der Burgermeister, das geringste nicht. Das kann ich Ihm bey meiner theuren Ehr und meinem schweren Amt versichern. Sieht Er; Ich muß nur grad heraus sagen, was es ist. Meine Burgermeisterinn will auch so ein Geschirr; Und da läßt sie mir halt keine Ruhe. Ach, ich bitt Euch, lieber Meister Herrmann!

Wenn Ihr mirs zukommen lassen könntet! Ich will ja dafür bezahlen, was Ihr nur verlangt. — Nun, das ist einmal ein Wort, das sich hören läßt! sagte Meister Herrmann ganz freundlich; Sieht der Herr Gestreng, damit Er sieht, daß ich ehrlich bin; Ich könnte fodern, was ich wollte, wie Er selber sagt. Aber ich will mehr nicht, als drey Thaler, versteht mich der Herr Gestreng, drey Thaler baar Geld. Drey Thaler bin ich, wie der Herr wohl weiß, noch an Steuren schuldig. Das streicht der Herr Gestreng aus, und giebt mir sodann noch drey Thaler in die Tasche. So viel hab ich für den Plunder ausgelegt, und noch genug höllischen Verdruß obendrein gehabt. Wenn der Herr so will, so geb Er mir das Geld, und schicke Seinen Amtsknecht mit einem Korb zu mir, um den Lari fari abzuholen. — Herzlich gerne! Herzlich gerne! rief der Burgermeister, ausser sich vor Freuden, grief in die Tasche, aus der er eine Handvoll Geld zog, zahlte die drey Thaler aus, strich die Steuerschuld durch, und schickte den Amtsknecht, mit der frohen Nachricht, und dem Befehl, sich einen Korb geben zu lassen, zu seiner Frau. Meister Herrmann nahm gar freundlich Abschied, und lachte heimlich bey sich selbst, daß er auf so gute Art seines, noch dazu nicht mehr vollständigen, Kaffeezeugs los geworden war.

Bey seiner Frau hingegen war schon destoweniger ans Lachen zu denken. Als sie ihn einen Schrank aufschliessen, die Tassen herausnehmen, sie dem Amtsknecht übergeben, in einen Korb

 legen

legen, und durch diesen sie hinwegtragen sah, da war sie in Versuchung, über den Büttel herzufallen, wenn nur nicht die Gegenwart ihres Mannes, und ein sehr ernstlicher Blick, den dieser auf sie warf, sie davon zurück geschröckt hätte. Sie fieng an zu heulen und zu schreyen, und fiel nachher fast in Ohnmacht. — Es wird sich schon wieder geben, sagte ihr Mann ganz kalt, und gieng seines Weges. Noch zween Tage lang stellte sie sich krank. Weil aber ihr Mann immer ganz ruhig und gleichgültig dabey blieb, so fand sie es für gut, wieder gesund zu werden.

Bey der Burgermeisterinn hingegen war nun große Freude. Sie trank noch denselben Abend ihren Kaffee aus den Tassen, und ließ dießmal ihren Mann auch mittrinken, weil er sich so gut gehalten hatte. Den nächsten Tag ward ein grosses Kaffeefest angestellt, wozu auch die Pfarrerinn und Stadtschreiberinn eingeladen wurden. Was für Würkungen das bey der Pfarrerinn hervorgebracht hat, wird sich weiter unten zeigen.

Die Schmidtinn und die andern Weiber erhielten nun auch endlich ihre Kaffeeservices; Und zwar waren diese zu ihrer grossen Herzensfreude, noch um etwas schöner, als der Herrmänninn ihres. Eine ganze Woche lang gabs nun jeden Tag in Erlenburg nichts als Schmausereyen, und bey jedem von den Weibern auch gewöhnlich noch ein Räuschchen obendrein; Denn der Aquavit ward schon für ein nothwendiges Zugehör bey einem

Kaffee-

Kaffeeschmaus mit angesehen. Die Herrmänninn ward zwar aus Dankbarkeit zu jedem Schmaus mit eingeladen. Aber sie ließ sich kein einzigesmal sehen, theils aus eignem innern Mißvergnügen über den Verlust ihres Kaffeezeugs, theils weils ihr Mann ihr ein für allemal verbothen hatte. Ja, der unartige Mann gieng sogar so weit, daß er, da sein Vorrath verkauft war, seinen Laden zuschloß, und nun wieder ganz allein von seinem Handwerk lebte, wobey er sich auch besser als beym Kaffeekram befand.

Neunzehentes Kapitel.

Worinn gefragt wird, ob das Kaffeetrinken nützlich oder schädlich sey?

So hatte nun in kurzer Zeit der Kaffee beynah in ganz Erlenburg die Einfalt der Sitten und die alte hergebrachte schlechte und rechte Lebensart verdrungen. Fast in jedem Hause trank man diesen Göttertrank; Nach einem Vierteljahre hatte man beynah in jedem Hause einen eignen Kaffeezeug, und die Weiber jubilirten über diese glückliche Veränderung. Nur einige ehrliche und vernünftige alte Bürger, denen die Wohlfahrt ihres Geburtsorts am Herzen lag, seufzten laut und in der Stille drüber. — Ey, das waren eben alte Sauertöpfe, Kopfhänger, Freudenhasser, mürrische, schwarzblütige, mißgünstige Gesellen . . . werden manche meiner Leser, und die aller-

allermeisten meiner wehrten Leserinnen hierbey denken; Der Kaffee bringt Munterkeit und Leben in die Welt, erfreut das Herz des Menschen, jagt die Grillen aus dem Kopf und stärkt die Gesundheit; Bey uns trinkt man ihn nun schon seit mehr als vierzig Jahren, und befindet sich ganz herrlich wohl dabey; Man hat nie gehört, daß auch nur eine einzige Haushaltung durchs Kaffeetrinken arm geworden oder andres Unheil dadurch angerichtet worden wäre. — Ich wills glauben, liebe Herren und Frauen! Das mag wohl in Eurer Stadt oder in Eurem Städtchen so seyn. Allein, in Erlenburg wars anders. Seitdem da der Kaffee Mode worden war, kam das Weib alle Augenblicke zu ihrem Mann, sah ganz freundlich aus und sagte: Männchen, willst Du mir nicht einen halben Gulden oder halben Thaler geben? — Und wozu schon wieder? Hast ja vor drey Tagen erst bekommen. — Freylich; Aber es ist kein Kaffee mehr da, und der Zucker geht auch auf die Neige. — Da giengs dann gewöhnlich an ein Jammern oder Schelten. Weib, ich kann Dir ja gar nicht mehr Geld gnug schaffen; Am Ende wirst Du mich noch an den Bettelstab bringen. — Allein er mochte reden, es half alles nichts; Wenn er Ruhe haben wollte, so mußte er eben mit dem Geld herausrücken. Nun war noch kein Kaffeezeug da; Und der arme Mann mußte drey oder vier baare Thaler, die er sich etlich ganze Wochen durch mit Müh und Schweiß erworben und erspart hatte, auf Einmal hinlegen. Nun schmaußte das Weib, lud Baasen

und Gevatterinnen ein, wurde wieder eingeladen, und so wurden oft in Einer Woche drey und vier halbe Tage mit Müssiggang hingebracht; Die edle, liebe Zeit ward mit Geschwätz verdorben, und zu Haus blieb alles stehn und liegen, so daß oft der Mann des Abends kaum zur Noth eine gut gekochte Suppe kriegte. Dafür war denn freylich sein Weib lustig und guter Dinge, legte die Hände in den Schoos, und erzählte ihrem Mann ganz umständlich, was ihre Kaffeeschwestern heut alles gesprochen hatten. — In dem ersten Jahr des Kaffeeregiments zu Erlenburg wurden aus dem kleinen Städtchen über hundert Thaler für Kaffeeservices, und eine noch weit grössere Summe für Kaffee und Zucker ausgeführt, und kein Heller kam dafür herein, ausser daß ein paar Krämer von dem Schweiß ihrer armen Mitbürger sich bereicherten. Wenn man nun bedenkt, daß der Kaffeetrinker mit jedem Jahre mehr wurden, ist dann wohl die Summe eine Kleinigkeit, die das arme Erlenburg in zehen Jahren, um nur einen kleinen Zeitraum anzuführen, verlohr? Doch muß ich, zu Steuer der Wahrheit, das auch bekennen, daß die Sucht des Kaffeetrinkens noch bey weitem nicht in allen Erlenburgischen Familien Eingang gefunden hatte. Mancher ehrliche und arbeitsame Bürger, der den Schaden voraussah, den dieser neue Aufwand ganz nothwendig in kurzer Zeit nach sich ziehen mußte, setzte sich mit aller Macht dagegen, wenn sein Weib den Kaffee auch einführen wollte. Unsre Väter und Großväter, hieß es da gewöhnlich, waren doch auch

brave und gescheide Leute; Sie erwarben sich ihr Stücklein Brod mit Ehren; Es war ihnen wohl, und wars auch uns bisher, ohne diesen fremden Trank, der nur das Blut erhitzt und träg zur Arbeit macht. Wir wollen fein beym Alten bleiben und den reichen Leuten in der Residenz das Ihre lassen. Der Kaffee ist nicht für uns gewachsen. Wenn wir Kaffee trinken sollten, so hätt ihn der liebe Gott gewiß auch bey uns wachsen lassen. Gerade so sagte auch der brave Meister Walther, und Marie ließ sich nicht ein einzigmal einfallen, eine Kaffeebohne in ihr Haus zu bringen. Auch Gottfried brachte keinen Tropfen Kaffee über seinen Gaumen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Frau Pfarrerinn will auch eine Kaffeeschwester werden. — Ihr Mann muß auf den Kaffee eine Strafpredigt halten.

Ganz anders als der alte Walther dachte die Frau Pfarrerinn, nachdem sie bey dem Schmaus der Burgermeisterinn gewesen war. Sobald sie heimkam, erzählte sie ihrem Mann mit Entzücken von dem neuen Trank, erhub seinen treflichen Geschmack bis an den Himmel und sagte, sie kenne kein bessres Kraftmittel für das Alter. Liebes Männchen, setzte sie mit schmeichlerischem Ton hinzu: Das ist etwas gegen Deinen Schwindel; Das wird Dich erquicken. Hörst Du,

Männ=

Männchen? Soll ich nicht zum Krämer Philipps schicken, und Dir Morgen statt der Suppe eine Schaale Kaffee machen? Aber freylich, Schaalen haben wir noch nicht; Die müssen wir verschreiben lassen. Unterdessen leyht mir schon die Burgermeisterinn ein Paar; Sie hat mirs schon versprochen. Gieb mir nur zwölf Groschen, damit ich Kaffee und Zucker unterdessen holen lassen kann! — Wie, Sophie? sagte nun der Prediger wehmüthig; Bist Du auch schon in die Weltliebe so mit versunken? Hätt ich es doch nimmermehr gedacht, daß Du das üppige Leben auch würdest gleich mitmachen wollen! Ich brauche keinen Kaffee, habe drey und sechzig Jahre lang keinen getrunken, und wills jetzt in meinen alten Tagen nicht noch anfangen. Alle redliche Leute im Städtchen seufzen drüber und betrüben sich, weil das nichts als üppige Gemüther und am Ende Dürftigkeit und Mangel geben wird, und ich sollte nun den Greuel auch mitmachen? O Sophie, laß uns bey dem bleiben, was der liebe Gott uns bisher gab, und wobey Er uns gesund erhalten hat! Auch kennst Du unsre Umstände, daß wir wenig übrig haben, und weist selber, wie der Benjamin so oft um Geld schreibt. Denk! Auf Ostern soll er auf die Universität; Wie viel wir da Geld brauchen werden!

Die Pfarrerinn war über diese Antwort sehr niedergeschlagen, ob sie gleich sich nicht wohl eine andre hatte vermuthen können. Sie schwieg jetzt, da sie denken konnte, daß sie heute nichts ausrichten würde; Aber doch gab sie noch nicht alle

Hofnung auf, ihren Mann auf andre Gedanken zu bringen, und wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, um die Sache aufs neue wieder aufs Tapet zu bringen. Sie fieng auch ein paarmal wieder an, vom Kaffee zu reden. Aber da war alles in den Wind geredt und fruchtlos; Je mehr sie zum Lob des Kaffees sagte, desto aufgebrachter ward ihr Mann dagegen. Nun, wenn das ist, sagte sie, da sie endlich sah, daß sie schlechterdings nichts ausrichten konnte, wenn das Kaffeetrinken, wie Du glaubst, so sündlich ist, warum schweigst Du denn davon auf Deiner Kanzel? Es ist wahr, die Weiber übertreibens hier abscheulich. Sie vertrinken Haab und Gut und stecken all ihr Geld in Kaffeezeuge. Endlich ist kein Unterschied mehr. Wir essen Jahr aus, Jahr ein Morgens unsre Milchsuppe, und das Schustersweib trinkt Kaffee; In meiner Küche stehen irdene Töpfe und Schüsseln, und in den Bürgershäusern glänzts von Porcellan. Das ist nicht mehr auszuhalten. Das sind Greuel, die Du auf der Kanzel rügen must, und das recht scharf! — Nur Geduld, Sophie! erwiederte der Prediger. Ich hatts lange schon im Sinne, wart nur auf den Sonntag! Da schickt sich mein Evangelium gar gut dazu. — Die Pfarrerinn konnte nun vor Ungeduld den Sonntag kaum erwarten, und sagte triumphirend allen Weibern, die sie sah: Sie sollten fein die Predigt auf den Sonntag nicht versäumen! Es werd etwas Neues geben. Jedermann war nun auf diese Neuigkeit begierig.

Der

Der Sonntag kam, und die Kirche war gesteckt voll. Nachdem der fromme Prediger erst von der Mäßigkeit überhaupt gehandelt hatte, so fieng er endlich in der Nutzanwendung mit gerührter Stimme und eben so gerührtem Herzen an, von der in Erlenburg einreissenden Unmäßigkeit und Verschwendung, und namentlich von dem neuaufgekommenen Kaffeetrinken zu reden und die übeln Folgen, die daraus entstehen würden, anzugeben. Fast alle Männer horchten auf, und gaben ihm mit Kopfnicken ihren Beyfall. Die Weiber sahen beynah alle auf Einmal unter sich, und wurden feuerroth im Gesicht. Nur einige, die sich rein befanden, hatten das Herz, ihm ins Gesicht zu sehn und Beyfall zuzunicken. Die Pfarrerinn, die vorne saß, konnte ihre Freude kaum verbergen. Bald sah sie ihrem Mann ins Gesicht, und gab ihm mit Kopfnicken Beyfall; Bald sah sie sich nach den beschämten Weibern um und lachte triumphirend einigen alten Mütterchen, die sich nicht getroffen fanden, zu. Sobald die Predigt zu Ende war, sagte sie zu der, hinter ihr sitzenden, glühendrothen Burgermeisterinn und den andern eben so beschämten Richtersweibern: Nicht wahr, das war eine Predigt? Die Weiber mußten ihr, wider Willen, Beyfall geben. Nachdem man aus der Kirche heimgegangen war, so gabs noch in manchen Häusern scharfe Strafpredigten, die die Männer ihren Weibern hielten; Ja, es waren manche von diesen Männern so streng, daß der Kaffee von diesem Augenblick an bey ihnen wieder abgeschafft werden mußte.

In den meisten Häusern aber bliebs beym Alten; Ja, es waren manche Weiber boshaft genug, zu sagen: Das war weiter nichts, als ein, von der Pfarrerinn angestelltes Wetter. Dürfte nur sie selber Kaffee trinken, so wär, ich wette drauf, nichts davon auf die Kanzel gekommen, u. s. w.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wie Rosine des Kaffees wegen manches leiden muß.

Weil die, nachher noch ein paarmal wiederholten Strafpredigten des ehrlichen Pfarrers so gar wenig fruchten wollten, so bekam die Pfarrerinn oft darüber üble Laune, unter der dann gewöhnlich ihr Mann, und noch mehr Rosine ziemlich viel leiden mußten. Sie ward nun noch mürrischer und verdrüßlicher, als sie vorher schon gewesen war, und brach alle Augenblicke die Gelegenheit vom Zaun ab, mit der frommen Rosine, die ihren Dienst aufs gewissenhafteste versah, einen Zank anzufangen. Da der brave Prediger dieß merkte, so sprach er mit seiner Frau darüber in der Stille, hielt ihr die Unbilligkeit ihres Verfahrens in den allergelindesten, sanftmüthigsten Ausdrücken vor, und sagte viel zum Lobe Rosinens, sie sey ja so fromm, gewissenhaft, arbeitsam und folgsam, es sey in ganz Erlenburg kein bessres Mädchen anzutreffen. Aber damit machte er nur übel ärger und goß Oel ins Feuer. Die Pfarrerinn ward auf Rosinen jetzt erst recht ergrimmt;

Denn sie kam auf den albernen, thörichten Einfall: Ihr Mann rede Rosinen nicht umsonst das Wort; Es stecke was dahinter; Er versteh sich gut mit ihr und halts mit ihr. Kurz, sie ward — was an einem Weibe die gröste Thorheit, aber auch im Ehestand der Anfang und die Quelle tausendfachen Unheils ist, — auf ihren guten, frommen Mann, ohne nur von weitem einen Grund zu diesem schändlichen Argwohn zu haben, eifersüchtig. Sie lauerte jetzt wie ein Luchs auf jeden Schritt und Tritt ihres Mannes, gab beständig fort auf seine Augen Acht, und war schon voll Gift und Galle, wenn er einmal von ohngefähr Rosinen ansah; Auch ließ sie diese keinen Schritt im Haus allein, am allerwenigsten auf das Studierzimmer ihres Mannes thun. Wenn sie alle drey Wochen einmal einen Besuch bey der Stadtschreiberinn oder Burgermeisterinn ablegte, so suchte sie hunderterley hervor, daß ihr Mann auch ausgehen mußte. Als sie einmal wieder heimkam, und ihn schon zu Haus antraf, da wurde sie beynahe rasend und hatte tausend schändliche Muthmassungen. Da giengs denn immer über die arme, unschuldige Rosine her, und je mehr der Prediger, der sich von diesem thörichten Verdacht nichts träumen ließ, sie in Schutz nahm, desto mehr hatte sie noch nachher auszustehen. Rosine trug ihren Kummer eine Zeitlang in der Stille, ohne ihrem Gottfried oder irgend einem Menschen das geringste davon zu sagen. Sie tröstete sich mit ihrem guten, reinen Gewissen und mit dem Vertrauen auf Gott, der die Unschuld nie noch

ganz

ganz verlassen hat. Aus dem Dienste wollte sie nicht gehen, weil sie wohl voraussah, daß dieß ihren guten Schwiegereltern nur Verdruß und Kummer machen würde. Also dachte sie bey sich selbst: Ich will ausharren; Gott wird meinem Leiden schon zu rechter Zeit ein Ende machen. Allein Trotz diesem heldenmüthigen Entschlusse konnte sie doch den geheimen Gram, der ihr am Herzen nagte, nicht so ganz verbergen, daß ihr Gottfried ihn nicht endlich merkte. Er drang ernstlich in sie, was ihr fehle. Weinend fiel sie ihm endlich um den Hals, offenbarte ihm, wie hart die Pfarrerinn ihr oft begegne, bath ihn aber auch zugleich aufs dringendste, sich darüber nicht zu sehr zu bekümmern, da ja Gott noch lebe und sie gewiß nicht verlassen werde. — Gottfried ward darüber inniglich bewegt und weinte. Anfangs ward er hitzig und böse, schalt auf die Pfarrerinn, und wollte seinen Eltern alles entdecken und sie bitten, seine Verlobte aus dem Dienst und in ihr Haus zu nehmen. Endlich wußte ihn Rosine durch Bitten und Thränen wieder zu besänftigen; Allein ganz ruhig ward er doch nicht. Er war zu besorgt, ihre ohnedieß nicht allzustarke Gesundheit möchte Schaden drunter leiden. Jeden Morgen, jeden Abend klagte er Gott seine und Rosinens Noth, und schlief oft mit Thränen ein. Zuletzt beruhigte er sich in etwas bey dem Entschluß, den er bey sich gefaßt hatte, bey der ersten schicklichen Gelegenheit seinen Eltern alles zu entdecken und bey ihnen anzuhalten, daß er seine Rosine heyrathen dürfe;

Er wolle seinem Vater ja von Herzen gerne nach wie vor als Geselle dienen.

Die Pfarrerinn fuhr indessen immer fort, Rosinen auf das äusserste zu plagen, und machte es mit jedem Tage ärger. Das arme Mädchen hätte sich an ihrer Frau leichtlich rächen können; Denn sie wußte, daß sie täglich heimlich Kaffee trank, den ein schlechtes Weib ihr zutrug, und noch ausserdem sich manchesmal ein Gläschen Aquavit recht treflich schmecken ließ. Sie hätte dieses nur dem Pfarrer sagen dürfen. Allein sie wollte sich nicht rächen und dem frommen Manne keinen Kummer machen. Auch ihrem Gottfried sagte sie von ihrem immer zunehmenden Leiden nichts mehr, sondern gab gegen ihn vor, sie habs jetzt wieder besser, um ihn nur zu schonen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Vom Winterquartier und dem lustigen Leben in Erlenburg.

Jetzt brach der Winter an, und mit diesem gabs in Erlenburg allerley Neues. Drey Kompagnieen von den Truppen des benachbarten Fürsten wurden in dem Städtchen einquartiert, und noch ausserdem ein Theil vom Staab. Da gabs denn Bälle oder Tänze und andre Lustbarkeiten, die den Erlenburgern völlig neu waren, in Menge. Auch kam eine schöne Summe Geldes dadurch in Umlauf. Denn die Soldaten mußten, weil

weil das Städtchen neutral war, alles mit baarem Gelde bezahlen, und dadurch wurden viele von den Bürgern schnell reich. Den meisten Erlenburger Weibern und Mädchen behagte das lustige Leben ungemein; Aber Unschuld, Ehrbarkeit und gute Zucht wurden dabey leider! immer seltner. Durch das viele Kaffee = und Liqueurtrinken waren die Einwohner, und besonders die Weibspersonen, ohnedieß schon üppig und wollüstig genug geworden, und nun kamen neue Ausschweifungen hinzu, und die Tugend sah, mit weggewandtem Gesicht, das Häuflein ihrer Anhänger täglich kleiner werden. Die Officiers und Soldaten, die in den Bürgershäusern einquartiert waren, sagten den Weibern und den Mädchen tausenderley angenehme, schmeichelhafte Dinge vor, die sie gerne hörten. Diese waren einfältig genug, sie für Ernst anzunehmen und für aufrichtig und gut gemeynt zu halten, und so starb eine Unschuld nach der andern dahin. Wenige Weiber und Mädchen fühlten sich stark genug, den mannigfaltigen Versuchen zu widerstehen und sich und ihre Seelen rein zu erhalten. In kurzer Zeit ward Erlenburg ein Wohnplatz frecher, ausgelassner Dirnen ohne Schaam und Zucht. Das Mannsvolk machte es nicht viel besser. Das viele Geld, das die Bürger einnahmen, machte sie wollüstig, verschwenderisch und liederlich. Sie liefen allen Tänzen und Schmausereyen der Soldaten nach, wurden da von ihnen freygehalten, indeß dafür ihren Weibern und Töchtern Ehre, Unschuld und gutes Gewissen

geraubt

geraubt wurde. Müssiggang verdrang den Fleiß, Völlerey die Mäßigkeit, und Leichtsinn Frömmigkeit und Christenthum. Das Städtchen, das noch vor zwey Jahren der Wohnplatz eines stillen, fleißigen, genügsamen, frommen, und eben dadurch glücklichen Völkleins gewesen war, war jetzt in eine Art von lautlärmendem grossem Trink- und Hurenhaus verwandelt, wo fast Jedes seinen Lüsten fröhnte und Tugend, Unschuld, Sittsamkeit und Zucht mit Füssen trat. Es war ein Anblick, der Engel und seelige Geister zu Thränen rühren mußte. Umsonst erhub der rechtschaffne Prediger mit Wehmuth seine Stimme, um das betrogene verirrte Völklein wieder auf den rechten Weg zurück zu bringen. Die Kirche war fast immer leer, oder man lachte über seine treugemeynte Warnungen und gab ihnen den allgemein zur Mode gewordenen Namen: Pfaffengeschwätz. Man wollte von Religion nichts weiter hören, weil sie die Ausschweifungen verdammte, denen beynah Jedes nachhieng. Nur wenige rechtschaffne Männer, unter denen Meister Walther mit war, seufzten in der Stille über die einreissende Ruchlosigkeit und das Unglück, das ihr nothwendig auf dem Fusse nachfolgen mußte. Oft sagte die fromme Marie zu ihrem Mann: Du lieber Gott, hätten wir jemals in unserm Leben gedacht, daß wir das noch in Erlenburg erleben sollten? Ach, wenn nur unser Gottfried gut und fromm bleibt! Wir wollens hoffen und Gott täglich darum bitten, sagte Walther. Er wird uns ja doch das Herzeleid nicht anthun, und das

Staatsbibliothek München

Greuelleben auch mitmachen. — Gottfried thats auch nicht. Er gieng äusserst selten aus dem Haus, und vermied sorgfältig alle die Gesellschaften, zu denen ihn die andern jungen Leute, und die zween Soldaten, die in seinem Haus einquartiert lagen, mit zu gehn bereden wollten. Dafür ward er zwar von ihnen ausgelacht und verspottet; Allein er achtete das nicht, und wollte lieber ein Freund Gottes, als der Menschen seyn. Die treue, redliche Liebe seiner Rosine war jetzt das einzige, was ihm Freude und Erquickung brachte; Aber leider konnt er sie jetzt selten sprechen; Denn sie gieng nie anders aus dem Haus, als wenn sie mußte, um sich nicht dem Muthwillen der Soldaten auszusetzen; Und ins Pfarrhaus gieng er selten, weil die Pfarrerinn immer ein mürrisches Gesicht machte, wenn er kam.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Wie Rosine vor einem Lieutenant keine Ruhe hat, und dieser endlich Ruhe geben muß.

Die fromme Rosine war eine von den wenigen Mädchen in Erlenburg, die bey dem allgemein eingerissenen Verderben ihre Unschuld völlig unverletzt behielten. Doch hatte sie nicht wenig schwere und harte Versuchungen zu überwinden, zumal da sie eins der schönsten Mädchen in Erlenburg war. Sie zitterte, so oft sie aus dem Hause gehen mußte. Viele Soldaten waren so

frech und ausgelassen, daß sie sie bey hellem Tag auf ofner Strasse anpackten, ihr die schändlichsten, unflätigsten Dinge ins Gesicht sagten, und sie zum Werkzeug ihrer Bosheit brauchen wollten. Andre schlichen ihr heimlich nach, thaten ihr die grösten, reitzendsten Versprechungen. Aber alles war umsonst. Sie wieß sie mit der edeln Verachtung und der Würde von sich ab, die die Tugend ewig vor dem Laster voraus hat, und wovor dieses beynah immer sich schämen und verkriechen muß. Selbst in ihrem eignen Hause wurden ihr manche gefährliche Schlingen gelegt. Zwar hatte der Pfarrer keine Einquartirungen; Aber dennoch kamen von Zeit zu Zeit verschiedne Officiers in sein Haus. Die Veranlassung dazu war nehmlich diese: Es war ein junger Lieutenant bey einer der drey Kompagnien, der ein weitläuftiger Verwandter von der Pfarrerinn war und sie deßwegen ein paarmal besuchte. Sobald er Rosinen ansichtig wurde, so machte er auch schon schändliche Anschläge auf ihre Tugend und Unschuld. Um diese Anschläge besser ausführen zu können, nahm er das nächstemal einen andern Lieutenant von seinem Regiment mit sich ins Pfarrhaus, der schon um ein gutes älter, und ein durchtriebner Schalk war. Dieser sollte, so war der Anschlag, der Pfarrerinn mit seinen Reden und Spässen in der Stube die Zeit vertreiben, damit sein Kamerad indeß sich ungehinderter mit Rosinen abgeben könnte. Dieser Lieutenant, Namens Schwalbe, merkte bald, daß er selber der Pfarrerinn nicht übel anstünde; Daher stellte er sich in

sie verliebt, und die einfältige Frau ließ sich dadurch so verblenden, daß sie sich um ihren Vetter gar nicht mehr bekümmerte, und es gerne sah, wenn er sich oft Stunden lang entfernte. Gewöhnlich gab er vor, er wolle zu seinem Vetter aufs Studierzimmer gehen, und schlich dann unterdessen zu Rosinen in ihre Kammer oder in die Küche. Da hatte nun das arme Mädchen von den Zudringlichkeiten des jungen Lüftlings gar viel auszustehen. Sie war um so übler dran, weil sie dem Lieutenant, als einem Vetter vom Hause, der bey ihrer Frau viel galt, nicht grob begegnen durfte. Dem ohngeachtet sagte sie ihm einigemal tüchtig die Wahrheit und stieß ihn ein paarmal so unsanft von sich, daß er in die nächste Ecke taumelte. Da ers aber immer ärger machte, und ihr täglich, bald mit Schmeicheleyen und grossen Versprechungen, bald mit Drohungen und Gewalt zusetzte, und sie voraussah, daß sie bey ihrer Frau nichts ausrichten würde, wenn sie ihn bey ihr anklagte, so wendete sie sich geradezu an ihren frommen Herrn und klagte diesem ihre Noth. Dieser ward über die Thorheiten seiner Frau und die Unverschämtheit seines Vetters im Innersten betrübt, versprach aber Rosinen, ihr gewiß zu helfen. Da die beyden Lieutenants am Abend drauf wieder kamen, so gieng er in die Wohnstube, und blieb da, bis sie wieder giengen. So machte ers den nächsten Abend wieder. Dem jungen Lieutenant ward in seiner Gegenwart die Zeit bald zu lang, und die Pfarrerinn wär auch gern mit ihrem Herrn von Schwalbe allein

gewesen; Daher sagte der erstere: Herr Vetter Pfarrer, wollen Sie mich nicht auf Ihre Studierstube führen? Ich möchte mir gern ein Buch zum Lesen aussuchen. Herzlich gerne, sagte der Prediger, und nahm den jungen Lüftling mit sich auf sein Zimmer. Dieser hatte nichts andres im Sinne, als sich sogleich wieder weg, und Rosinen nachzuschleichen. Aber der Pfarrer behielt ihn bey sich, und hielt ihm mit vielem Nachdruck eine scharfe Strafpredigt. Anstatt davon nur im geringsten gerührt zu werden, ließ der junge Stubenheld solche schlechte und verdorbne Grundsätze und eine so liederliche Leichtsinnigkeit in seinen Reden blicken, daß der ehrliche Pfarrer kaum begreifen konnte, wie ein Mensch sich selbst so sehr erniedrigen, und so weit zum Thier herabsinken könne. Sie sind ein schlechter Mensch, sagte er zu ihm, der einmal zu spät sein schröckliches Verderben einsehen wird. Pfeifend gieng der Bruder Liederlich aus dem Zimmer und wollt in Rosinens Kammer. Aber diese war verschlossen, und so gieng er in das Zimmer der Pfarrerinn, und brachte da allerley nichtswürdige Spöttereyen über die gutgemeynten Vorstellungen und Ermahnungen seines Vetters vor. Als die beyden Helden fort waren, sagte der Pfarrer zu seiner Frau: Von heut an war das Pürschchen das letztemal in unserm Haus; Das ist ein Geselle ohne Gott und Glauben und Gewissen. Die Pfarrerinn wollt ihn noch vertheidigen. Schweig, Sophie! sagte ihr Mann; Sonst weiß ich am

Ende nicht mehr, was ich von Dir selber denken soll? Sie schwieg, da sie Ernst sah.

Den Morgen drauf gieng der Prediger zum General, einem alten, ehrwürdigen, rechtschaffnen Mann, erzählte ihm die Unarten des Lieutenants, und bat ihn, dem jungen Herrn zu bedeuten, er möchte ihm in seinem Hause künftig Ruhe lassen. — Billig, Herr Pastor, billig! sagte der ehrwürdige Greis. Wir sind als Freunde hier, und nicht als Feinde; Und wenn wir auch in Feindesland stünden, so wärs allemal schlecht gehandelt, solche Streiche in Familien anzufangen. Es ist völlig gegen unsers gnädigsten Monarchen Absicht. Aber ich kenne die jungen Pürschchen schon; Sie meynen, ihre Uniform erlaub ihnen alles; Und eben diese sollt ihnen Gefühl für Ehre und Rechtschaffenheit einflößen. Ich will mit dem Pürschchen reden. Er und Schwalbe soll Sie nicht mehr inkommodiren, lieber Herr Pastor! — Der Prediger nahm hierauf vergnügt wieder seinen Abschied.

Den Tag drauf ließ der General das Lieutenäntchen und Schwalben zu sich kommen, und hielt ihnen ihre schlechte Aufführung vor. Bey den Weibsleuten und der Bouteille, sagte er, seyd Ihr Herren grosse Helden, kämpft muthig gegen Ehrbarkeit und alles, was Religion heißt; Aber vor dem Feinde gehts gemeiniglich sehr kleinlaut her. Pfuy, was das Aufführung heißt, ehrlicher Leute Töchter zu Huren machen wollen, und das in eines Priesters Haus! Ich sags Ihnen,

nen, führen Sie sich künftig besser auf, Messieurs! Besuchen Sie das Predigerhaus nicht mehr, und lassen Sie den braven Mann und die Seinigen in Ruhe! Sie besonders, junger Herr, sollten sich schämen, unter der Maske und dem Schein der Anverwandtschaft solche Stückchen aufzuführen! — Beyde Lieutenants wollten sich nunmehr entschuldigen. — Genug! sagte der General; Es sind mir schon mehr Klagen über Sie zu Ohren gekommen. Ich werds aber gelegentlich höhern Orts anzurühmen wissen. — Bey diesen letzten Worten wurden beyde stumm, und giengen. Sie hätten sich gern an dem Prediger gerächt; Aber die letzte Drohung des Generals schröckte sie, da sie ohnedieß ein böses Gewissen hatten, von aller Rache zurück.

Nun hatte Rosine wieder Ruhe, aber nur von Einer Seite. Die Pfarrerinn war über den Verlust ihrer bisherigen Gesellschaft äusserst ungehalten, und mochte auch wohl auf Rosinen einigen Verdacht werfen, daß sie mit Schuld daran sey. Daher plagte sie das arme Mädchen, das die Zeit über etwas Ruhe gehabt hatte, von neuem wieder auf das äusserste, so daß diese selbst es kaum mehr aushalten konnte. Sie redete also mit ihrem Gottfried drüber, und dieser versprach ihr, sobald die Soldaten wieder weg seyen, woll er mit seinen Eltern daraus reden; Er hoffe gewiß von ihnen die Erlaubnis, sich verheyrathen zu dürfen, zu erhalten. Solang die Soldaten da sind, sagte er, ist ja kein Platz in meinem Haus.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Wie Gottfried sich aus dem Staub macht, um nicht Soldat werden zu dürfen.

Es gieng nun gegen den Frühling hin, und die Soldaten bekamen Ordre, sich marschfertig zu halten. Am Ende des März brachen auch alle mit einander auf; Und nun ward wieder Ruhe in Erlenburg. Gottfried paßte nun täglich auf Gelegenheit, mit seinen Eltern wegen seiner Heyrath zu reden. Aber plötzlich breitete sich durch einen Fuhrmann, der von der Residenz herkam, das Gerücht in Erlenburg aus, der Landesfürst habe sich für die Eine von den Kriegführenden Partheyen erklärt; Er werde deßwegen im ganzen Land und auch in Erlenburg eine Anzahl junger Leute zu Soldaten ausheben lassen, und die Kommandirten seyen schon unterwegs. Dieß verursachte unter allen jungen Erlenburgern Furcht und Schrecken. Die meisten machten sich über Nacht aus dem Staub, um aus dem Lande zu kommen. Auch Gottfried beschloß, sich davon zu machen. Ich weiß, sagte der ehrliche Walther, wir gehören unserm Fürsten an mit Gut und Blut, und müssen für ihn fechten, wenn ers haben will, wenns nehmlich seinen Thron, oder Land und Freyheit gilt. Das ist aber jetzt der Fall nicht. Was gehts uns an, daß die beyden grossen Herren Händel mit einander haben? Mach Dich nur in Gottes Namen auf den Weg,

Gottfried; Und Du, Marie, such von Kleidern und Weißzeug zusammen, was Du hast! Gott wird unsern Sohn begleiten und uns ihn gesund wieder sehen lassen, wenns Sein Wille, und uns gut ist. Marie suchte unter tausend Thränen zusammen, was sie konnte; Gottfried machte seinen Wandersbündel und Handwerkszeug zurecht; Und der fromme Walther holte indessen Rosinen aus des Pfarrers Haus, damit sie von seinem Sohn Abschied nehmen könne. Sobald diese ins Haus trat und ihren Gottfried ansichtig wurde, wie er einen alten Tornister ausbesserte, so fiel sie ihm Todtenblaß um den Hals, weinte, schluchzte, schrie und konnte bald vor Jammer nicht mehr reden. Gottfrieden ward auch das Herz weich; Er suchte sie zu trösten, konnte aber vor Weinen kaum ein Wort hervorbringen. Der Jammer seiner Mutter war gar unbeschreiblich. Der alte Vater mußte alle seine Standhaftigkeit und allen seinen männlichen Muth zusammen nehmen, um die Dreye zu trösten. Ihr werdet Euch durch Euer Jammern selbst ins Unglück stürzen, sagte er. Wenn Ihr nichts als weinen wollt, so wird nichts fertig; Und indessen können die Soldaten kommen und den Gottfried wegnehmen. Diese Worte munterten sie auf, hurtig alles, was er auf die Reise brauchte, zu suchen. Da die Dämmerung einbrach, waren sie fertig; Und nun gieng das Jammern und Wehklagen von Neuem an; Die fromme Rosine vergieng fast vor Jammer, und Marie weckte durch ihre Klagen ihren Schmerz noch mehr auf. O

 Gott=

Gottfried, Gottfried, wenn wir Dich nur wieder sehen! Dieß war alles, was die beyden Weiber vorbringen konnten. Er saß stumm und blaß da. Der Entschluß, den er so plötzlich fassen mußte, hatte ihn so verwirrt und betäubt, daß er noch nicht nachdenken konnte. Marie, sagte Meister Walther; Koch noch etwas gutes Warmes auf den Weg! Lang kanns nicht mehr dauern. Es wird schon ganz dunkel. Marie gieng langsam in die Küche. Gottfried, hub nun Meister Walther an; Viel Zehrgeld kann ich Dir nicht mitgeben; Du weist selbst, der Winter hat mich viel gekostet; Die Soldaten haben alles theuer gemacht, und die Profession gieng auch nicht stark. Hier — indem er ein ledernes Beutelchen hervorzog — sind acht Thaler; Halt Dich wohl! Arbeite brav, und beth fleißig! So wird Gott Dich nicht verlassen. Denk nur an die Reime: Der mich hat bisher ernähret, und so manches Glück bescheeret, ist und bleibet ewig mein; Der mich wunderlich geführet, und noch leitet und regieret, wird forthin mein Helfer seyn. Hier brach Gottfrieden das Herz. Vater, rief er; Ich kann nicht zu Worte kommen; Aber unser Herr Gott weiß . . . ! Rosine sagte: Ich muß hinaus; Hier halt ichs nicht aus. Sie gieng vor die Thüre, lief heim, und holte all ihr zusammen gespartes Geld für ihren Gottfried. Dieser gieng bald nach ihr hinaus, suchte sie vor der Thüre, und war sehr bekümmert, als er sie nirgend sah. Endlich kam sie. Ich sagte nur zu

Hause,

Hause, schluchzte sie, daß ich nicht heimkomme. Ich begleit Ihn vor das Thor hinaus.

Unterdessen hatte Marie etwas Warmes zurecht gemacht, und setzte es auf den Tisch. Wehmüthiger ward nicht leicht eine Mahlzeit gehalten, als diese. Keines konnte essen; Walther allein genoß ein wenig. Wir wollen uns zu guter Letzt noch wohl seyn lassen, fieng er endlich an. Tochter Rosine, hol sie bey dem Ochsenwirth zwo Bouteillen Wein; Hier hat sie Geld. Gottfried hat fast nichts genossen, und er hat einen guten Marsch vor sich, bis er über die Gränzen hinaus kommt. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und muß dem Purschen Kraft geben; Aber wenns ausgetrunken ist, must Du fort, Gottfried! Das Zaudern nützt hier nichts. — Rosine holte den Wein. Der alte Walther füllte die Gläser. Nun Kinder, hub er an, indem er sein Glas an Gottfrieds seines anstieß; Auf glückliches, gesundes Wiedersehen! Gebs der liebe Gott! Sie stießen an; Thränen tröpfelten in den Wein. Ihr macht mir das Herz so weich, daß ich mich schämen muß, sagte Walther, und wischte sich die Augen. Er schenkte noch ein paarmal ein, gab seinem Sohn einige gute Lehren, und rieth ihm, zuerst auf Nürnberg zuzugehen. Das soll eine feine Stadt seyn, sagte er; Ich hatt einmal einen Gesellen von dorther. Es sind gute fromme Lutheraner da, und der Krieg wird dort, wills Gott, nicht hinkommen. Ich hoffe, der liebe Gott läßt Dich dort Arbeit finden. Wirds Friede, so kommst du wieder zu uns.

Nun in Gottes Namen, sagte er endlich, da er das letzte Gläschen einschenkte, und aufstand; Nun in Gottes Namen wollen wir aufbrechen. Weiß sie was, Tochter Rosine? Damit man unter dem Thor nichts merkt, so geht sie mit dem Bündel ein wenig voraus und wartet vor dem Thor draussen. Rosine nahm den Bündel und gieng. Nach einigen Minuten sagte Meister Walther: Nun wirds Zeit seyn. Gieb ihm Deine Hand, Marie, und nimm Abschied! Die gebeugte Mutter fiel ihrem Sohn um den Hals und schluchzte laut. Ach Gottfried, rief sie in der heftigsten Bewegung aus; Tausend-Tausendmal leb wohl; Ich werde Dich wohl auf der Welt nicht wieder sehn! Es ahndet mir. — O Mutter, sagte Gottfried; Warum das? Gott bringt mich wieder zu Euch. — Ach, wenn ich das wüßte! rief sie. —— Alles, wie Gott will, sagte Meister Walther; Wiedersehen wirst Du uns; Ists auf der Welt nicht, so ists droben bey dem lieben Herr Gott. Bleib nur fromm und redlich! Das, nur das nimm auf den Weg mit und brings wieder, Gottesfurcht und Ehrlichkeit! Leb wohl, Gottfried! Weist Du, Jakob traf auf seiner Reise Engel Gottes an. Sie werden unsichtbar auch um Dich seyn, wenn Du wie Jakob fromm bleibst. Noch einmal, leb wohl! — Er drückte ihm die Hand; Gottfried schwankte fort, und sah sich wohl noch zehenmal um. — Gottfried, Gottfried! rief der Vater noch einmal, da er eben um die Ecke hinum gehen wollte. Hast doch Deine Bibel auch mit eingepackt?

Ich

— Ich glaube nicht, Vater! — Lieber Gott, so hätten wir ja das Beste vergessen, rief Meister Walther, und holte die Bibel in der Kammer. Hier, mein Sohn, dieß Buch und Gott sey Dein Geleitsmann! Ließ mir fleißig drinn, und thu darnach! So wird Dirs wohlgehn. Daß wir das vergessen konnten . . ! Gottes Wort kann man nicht aller Orten haben, und das ist doch allemal das Beste. Nun, zum letztenmal leb wohl! Gott und Sein guter Engel sey mit Dir! —

Gottfried gieng. Marie sank in der Stube auf einen Stuhl hin, verhüllte sich das Gesicht, weinte laut und rang die Hände. Was ist das, Marie? Hast Du Gottes ganz vergessen? sagte Meister Walther, und stopfte sich seine Pfeife. Ihn dem Schutz des Höchsten anbefehlen, ist wohl besser, als das Weinen. Der liebe Gott ist doch nicht nur allein in Erlenburg; Wo unser Gottfried hinkommt, ist der liebe Gott auch. Denk doch, daß Du eine Christinn bist! — So redete er noch lange fort; Aber Mariens Herz war jetzt zu sehr beklommen, als daß sie dem Trost Eingang vergönnen konnte.

Gottfried kam indessen vor das Thor. Er sah seine Rosine nirgends, und fieng an besorgt um sie zu werden. Lang sah er Links und Rechts im Dunkeln umher, und immer ward ihm bänger ums Herz. Endlich rief er leise: Rosine! Rosine! Da hört er endlich rufen: Ist Ers, Gottfried? Er gieng zu einer Linde hin; Da saß Rosine am Stamm des Baums und wollte sich eben aufrichten.

richten. Aber sie war von Schmerz und Thränen so ermattet, daß er ihr aufhelfen mußte. Sie fiel ihm um den Hals, und lange konnten Beyde kein Wort reden. — Ach Rosine, fieng endlich Gottfried an; Das ist ein harter Schlag, daß ich Sie verlassen soll! Wie wird Ihrs nun in dem Pfarrhaus gehen? — Ach, versetzte sie; An das wollt ich nicht denken; Aber wie es Ihm in der Fremde gehen wird! Wenn er nur nicht den Soldaten in die Hände fällt! — Hier schwieg sie wieder, und fieng heftiger zu weinen an. Gottfried wußte nicht, was er zu ihrem Troste sagen sollte? — Hier sind sieben Gulden, fieng sie endlich wieder an, die hab ich nach und nach zusammengespart; Ich dacht auf unsre Hochzeit. Sie gab ihm das Geld, das in ein Stückchen Leinwand eingewickelt war. Nehm Ers auf die Reise mit! Und hier gab mir mein Herr Pfarrer auch noch etwas für Ihn. Er läßt Ihm Glück auf die Reise wünschen, und will für Ihn bethen. Wenn Er nur bald schreibt! Ich will Ihm meinen Lohn nachschicken. — Lieber Gottfried, werden wir uns auch wiedersehen? — Ja gewiß, gewiß! rief Gottfried! Bethe Sie nur fleißig! Ach Rosine! Hör! Ich kann nicht anders reden. — Nimm Dein Geld! Du kannsts besser brauchen. Der liebe Gott wird mir schon durchhelfen. — Sie nahm das Geld durchaus nicht zurück. — Noch etwan eine halbe Viertelstunde sprachen sie so zusammen. Jetzt muß es geschieden seyn, sagte endlich Gottfried; Ich muß diese Nacht noch weit. Sie gelobten nun

einander ewige Treue, wünschten sich tausend Glück und schieden. Rosine stand noch eine Viertelstunde da, rang die Hände zum Himmel, und schwankte endlich heim.

In einer dumpfen Betäubung, die der Sinnlosigkeit nahe kam, wandelte jetzt Gottfried seines Weges auf der Landstrasse fort, und konnte weiter nichts denken, als: Ach Gott, steh meinen lieben Eltern und Rosinen bey! So gieng er noch eine halbe Stunde fort; Da gieng, ihm zur Rechten, der Mond hell und ohne Wolken auf. Mit den ersten Stralen desselben wards auch in seinem Herzen heller. Es war ihm, als ob ein Flor von seinen Augen wegfiele; Er konnte nun besser und mehr an sich und seine Zurückgelaßnen denken; Und nun ward sein Herz weich, und Thränen schoßen ihm ins Auge. Weinend sah er zum Himmel auf, und bethete mit Innbrunst für sich und die Seinigen. Dann dachte er in die Zukunft, und was ihm auf seiner Wanderschaft begegnen könnte. Getrost hoffte er auf Gottes Beystand; Aber banger ward ihm ums Herz, wenn er an seine Rosine dachte, und wie viel sie bey der Pfarrerinn werde auszustehen haben, bis er wieder komme. Weinend sah er nach dem immer höher steigenden und immer heller glänzenden Mond hin; Da kam ihm schnell wie ein Blitz der Gedanke in die Seele: Ich will meinen Eltern schreiben und sie bitten, meine Rosine zu sich ins Haus zu nehmen. Nun ward ihm auf Einmal weiter und leichter ums Herz; Getroster gieng er seines Weges fort, und stimmte

aus

aus lautem Halse das schöne Kirchenlied vom seligen Paul Gerhard an: Ich hab in Gottes Herz und Sinn mein Herz und Sinn ergeben ꝛc. ꝛc.

Er hatte alle zwölf Verse mit der herzlichsten Andacht durchgesungen, und gieng eben mit gestärktem Herzen in ein kleines Wäldchen hinein, durch das die Landstrasse gerade durchgieng, als er in der Ferne ein großes Geräusch, das aus Singen, Lachen und Schreyen bestand, vernahm. Es fuhren ihm allerley Gedanken durch den Kopf und endlich fieng ihm an zu grauen. Das Geschrey kam auf ihn zu, und immer näher und näher. Er vernahm schon einige Stimmen deutlich, und hörte ein Soldatenlied singen; Daraus schloß er, daß Soldaten kommen, und begab sich von der Landstrasse ins Gebüsch hinein, wo er sich hinter einen dicken Baum hin stellte. Weit ins Holz hinein wollte er sich nicht wagen, weil er fürchtete, sich zu verirren. Kaum war er einige Minuten da, so zogen zwischen zwanzig und dreyßig Soldaten auf der Landstrasse nah bey ihm vorbey. Daß es Soldaten waren, sah er an ihren Flinten, die im Mondschein flimmerten. Auch rief einer, der hinter drein ritt: Hurtig, Pursche! damit wir die Erlenburger Pürschchen noch im Bett antreffen! — Bey diesen Worten überlief ihn ein kalter Schauer. Erst da sie so weit von ihm weg waren, daß er das Geräusch, das sie machten, nicht mehr hören konnte, fieng er an, ganz leise brünstig Gott zu danken, daß er dieser Gefahr so glücklich entgangen sey, und nun wagte ers, sich

wieder auf die Landstrasse heraus zu schleichen, und gieng hurtig seinen Weg weiter fort.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Was indessen in Erlenburg vorgeht.

Etwan drey Stunden vor Tag entstand in Erlenburg ein großer Lärm. Die Soldaten waren in der Stille eingerückt; Die Thore wurden besetzt; Der Officier ließ sich bey dem Stadtschreiber alle jungen Pursche im Städtchen aufzeichnen, und nun wurden die Soldaten ausgeschickt, sie in ihren Betten aufzuheben. Man stieß mit großem Gepolter an Meister Walthers Hausthüre, und rief: Aufgemacht! Zitternd und nur halb bekleidet kam Meister Walther an die Thüre und fragte, was es gebe? Da drängten sich drey Soldaten in das Haus herein und fragten, wo ist Euer Sohn? Er ist nicht da; Er ist gestern auf die Wanderschaft, war die Antwort. Die Soldaten fluchten. Du lügst, Alter, sagte der Unterofficier, und befahl seinen Kommandirten, das Bette und das ganze Haus zu durchsuchen, während daß er an der Thüre Wache hielt. Die Soldaten durchsuchten das Haus von oben bis unten, fluchten und wetterten, mißhandelten auch die alte Marie, die bebend vor ihnen stand, und zeigten endlich ihrem Unterofficier an, daß sie nichts gefunden hätten. Dieser sagte, nach ein paar kräftigen Flüchen: Nun, so laßt uns weiter! Wenn der Pursche diese Nacht erst fort ist, so ist er

er vermuthlich unter denen mit, die wir auf dem Hermarsch aufgefischt haben. Sie giengen nun unter Fluchen und Murren weiter. — Gott sey Lob und Dank, sagte Meister Walther, da er mit seiner Marie in die Stube trat. Einer Gefahr ist er nun schon entgangen. Gottlob, daß ich den Abschied so betrieben habe! Wie, Marie? und Du dankst dem lieben Gott nicht auch? — Ach Walther, sagte diese weinend; Hast Du denn nicht gehört, daß sie ihn auf dem Wege werden aufgefangen haben? Walther erschrack anfangs über diese Rede, und wußte nichts darauf zu sagen. Er faßte sich aber bald wieder, und suchte allerley Trost hervor, um seine Marie zu beruhigen, ob er gleich selbst voller Unruhe war.

Den andern Tag verbreitete sich schnell im ganzen Städtchen das Gerücht, Walthers Gottfried sey, so wie noch drey andre Bürgerssöhne, auf der Landstrasse den Soldaten in die Hände gefallen, und sogleich zum Regiment geführt worden. Diese Nachricht gründete sich auf die Beschreibung, die einer der Soldaten von der Kleidung und dem ganzen Aussehn der Weggenommenen machte, und wovon eine vollkommen auf unsern Gottfried paßte. Rosinen kam dieses noch denselben Morgen zu Ohren; Sie erschrack darüber so sehr, daß nicht viel fehlte, daß sie nicht in Ohnmacht fiel. Sie lief gleich darauf in das Haus ihrer Schwiegereltern und fragte, ob das wahr sey? Kaum hörte Marie etwas von dieser neuen Trauerpost, so fiengen die zwey Weibsleute ein

Geschrey an, daß mans auf der Straße hörte, und die ganze Nachbarschaft zusammenlief. Selbst der rechtschaffne Prediger hörte auch davon, und kam, um sie zu trösten; Aber sie wollten von keinem Trost hören. Als zween Tage nachher die in Erlenburg und auf den benachbarten Dörfern ausgehobne junge Mannschaft bey Walthers Haus vorbeygeführt wurde, und viele Pursche so gar traurig aussahen, da sprang Marie unter ihre Thüre, schlug die Hände überm Kopf zusammen, und jammerte laut, ward aber von den Soldaten nur ausgespottet. So war nichts als Jammer in des braven Walthers Haus. —

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Wie Gottfried um sein Geld geprellt wird, und zu Nürnberg in Arbeit kommt.

Im Grund aber war dieser Jammer ganz unnöthig; Denn Gottfried war den Soldaten bereits entgangen und glücklich über die Gränzen hinaus gekommen. Nunmehr ruhte er erst in einem Dorfe, das dem benachbarten Fürsten zugehörte, aus, und mußte da drey Tage lang im Wirthshaus liegen bleiben, denn er war entsetzlich abgemattet, und hatte sich, weil er das Marschiren nicht gewohnt war, Blasen an den Füssen gelaufen. Er erzählte jetzt den Wirthsleuten, daß er auf Nürnberg zu gehen wolle; Und da machte man ihm eine so schreckliche Beschrei-

schreibung von den Gefahren, denen er wegen der herumziehenden Marodeurs ausgesetzt sey, daß ihm bang zu werden anfieng, und er lange bey sich unschlüssig war, ob er seinen Marsch fortsetzen wolle? Weil er aber überall Gefahren sah, so beschloß er endlich doch, in Gottes Namen weiter fortzuwandern. Doch beobachtete er die Vorsicht, die ihm ein alter Mann im Wirthshaus empfohlen hatte, daß er sein meistes Geld in seinen Rock einnähte. Er war auch kaum zwo Stunden weit von dem Dorfe weg, so fielen ihn fünf Kerls an, und foderten ihm sein Geld ab. Er gab ihnen zitternd die paar Gulden, die er in der Tasche hatte, und sagte, mehr als das hab er nicht. Das ist Kleinigkeit! sagte einer von den Kerls, und warf es weg. Zieh nur Deinen Rock aus! Der ist besser zu brauchen. Gottfried fiel auf die Kniee nieder, und bath, ihm doch den zu lassen! Es sey jetzt so kalt. — Willst Du noch Umstände machen? rief hier einer von den Kerls und setzte ihm seine Pistole auf die Brust. Traurig zog der arme Gottfried seinen Rock aus. — . Hols der Teufel! rief drauf einer; Sieh, dort kommen sie. — Wie der Wind flogen nun die Kerls davon und ließen den Rock und das weggeworfne Geld im Stich; Denn drey Husaren sprengten aus dem nächsten Gebüsch heraus und den Marodeurs nach, die sie auch in weniger als zwo Minuten einholten. Gottfried wußte nicht, wie ihm war. Er zog seinen Rock wieder an, sammelte das Geld auf, und blieb nun wie versteinert stehen, aus Furcht, die Husaren möchten auf ihn

zu-

zukommen und noch ärger mit ihm umgehn. Diese ritten aber mit den Buschkleppern quer über das Feld auf ein Dorf zu. Und nun fiel Gottfried auf die Erde nieder, dankte Gott mit lauter Stimme und mit Thränen für seine wunderbare Errettung, und gieng seinen Weg weiter. — In dem nächsten Städtchen erholte er sich erst wieder ganz von seinem Schrecken und blieb den ganzen folgenden Tag da liegen. In seiner Herberge lag auch ein Schlossergeselle, der sogleich mit ihm Bekanntschaft machte, und da er hörte, daß Gottfried auf Nürnberg zu gehen wollte, so both er sich ihm zum Reisecammeraden an. Gottfried nahm dieß mit Freuden an; Denn der Schlossergeselle that sehr freundlich gegen ihn, und stellte sich sehr fromm und gottesfürchtig. Sie machten sich also den nächsten Morgen mit einander auf die Reise. Kaum waren sie eine Stunde weit mit einander gegangen, so eröfnete der Schlossergeselle Gottfrieden sein Anliegen. Er habe heute, sagte er, seinen letzten Groschen ausgegeben; Denn er marschire nun schon über ein Vierteljahr herum, ohne irgendwo Arbeit bekommen zu haben. In Nürnberg wiß er gewiß, daß er Arbeit bekommen werde; Denn ein Handwerkspursche hab ihm gesagt, daß da grosser Mangel an Schlossersgesellen sey. Nun that er sehr kläglich und sagte, er wisse nun nicht, wie er weiter kommen solle? Fechten mög er nicht; Denn die Leute hätten selbst nicht viel und daurten ihn. Gottfried, der von Natur sehr gutmüthig und weichherzig war, und dem Menschen auf seine

Worte und sein ehrliches Gesicht hin traute, sagte ihm, er soll deswegen völlig unbekümmert seyn! Er habe hinlänglich Geld, um damit nach Nürnberg und auch, wenns Noth thue, noch weiter zu kommen; Er wolle für ihn auszahlen, wenn er nur in Nürnberg sein Geld wieder bekomme. Der Schlossergeselle versprach ihm in Nürnberg alles bey Heller und Pfenning, und mit dem grösten Dank wieder heim zu geben. Und nun wanderten sie ruhig fort; Gottfried zahlte aller Orten aus, und ließ sich oft von dem Schlosser verleiten, mehr zu verzehren, als er für sich selbst würde gethan haben. Sie waren jetzt nur noch anderthalb Stunden von Nürnberg entfernt, und schon schlug unserm Gottfried das Herz vor Freuden lauter, als der Schlosser anfieng: Jetzt hätt ich noch eine Bitte, Bruder Erlenburger; Wenn wir in die Stadt kommen, so geht Er auf seine Herberge, und ich auf die meinige. Wenn ich da nun einen Meister kriege und soll bey ihm einziehn, und kann den Herbergvater nicht bezahlen, so läßt er mich nicht fort, oder zieht mir den Rock vom Leib, und meinen neuen Meister mag ich doch nicht gleich um Geld ansprechen; Er möchte mich sonst für einen schlechten Purschen halten. Will Er mir nicht noch einmal einen Gefallen thun und mir einen Thaler leyhen? So zahl ich ihm dann alles mit einander! — Gottfried war auch dazu willig, und zog in dem nächsten Dorf sein Geld heraus, um ihm einen Thaler zu leyhen. Jetzt fand er aber zu seiner grossen Bestürzung, daß er selber nur noch zween

Gulden habe. Er sagte dieses seinem Kammeraden, entschuldigte sich noch dazu bey ihm sehr, und setzte hinzu: Einen halben Thaler kann ich noch entbehren, wenn Ihm damit gedient ist. Der Schlosser sagte: Etwas ist besser als nichts, und steckte den halben Thaler in die Ficke.

Sie kamen nun an das Thor von Nürnberg. Nun will ich dahinüber gehen, sagte der Schlosser. Meine Herberge ist gleich dort am nächsten Thor, und ich mag nicht durch die halbe Stadt gehn; Das Pflaster thut so weh, wenn man lang marschirt ist. Adies, Bruder Erlenburger! Komm Er nur Morgen oder Uebermorgen auf meine Herberge! So wollen wir schon mit einander eins werden. Und so giengen die Beyden von einander.

Gottfried gieng nun auf seine Herberge, und legte sich, weil es schon spät und er sehr müd war, bald ins Bette. Den andern Morgen ließ er sich beym Handwerk umsagen, und gieng indessen spatzieren, um die Stadt zu besehen. Er war über die grossen, hohen, steinernen Häuser ganz ausser sich, und glaubte, in einer neuen Welt zu seyn. Als er wieder auf seine Herberge zurück kam, war schon ein Meister da, und nahm ihn in Arbeit. Denselben Nachmittag gieng er auf die Schlosserherberge, und fragte da nach seinem Reisecammeraden. Aber wie erstaunt war er, als kein Mensch nichts von ihm wissen wollte! Es sey seit vierzehn Tagen kein Schlossergeselle auf der Herberge gewesen, sagte ihm der Her-

 berg-

bergvater. Gottfried machte diesem noch eine Beschreibung von der Kleidung und dem Aussehn seines Kammeraden. Ach, das ist der Dresdner, sagte der Wirth. Auf den wird Er lange warten, guter Freund! Der ist mir auch noch zwölf Batzen schuldig. Es ist ein gar feiner Kautz; Wer dem unter die Hände kommt, bleibt gewiß nicht ungerupft. Ein andermal, guter Freund, schau Er den Leuten besser ins Gesicht! Sein Geld sieht Er nicht mehr; Drauf will ich Ihm Brief und Siegel geben. — Traurig gieng nun Gottfried seiner Wege. Hätt ich das doch nimmermehr geglaubt, dachte er bey sich selbst, daß es könnte so gottlose Leute geben. Der Dresdner sah so ehrlich aus, sprach so viel vom Christenthum und that so fromm. Aber das soll mir eine Warnung seyn, daß ich künftig nicht mehr Jedem auf sein ehrliches Gesicht hin trauen will. Gottlob, daß ich jetzt nur Arbeit habe! Sonst wär mirs übel gegangen. —

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Nachricht von Gottfrieds Meister und dessen Hausfrau.

Den andern Morgen trat er nun die Arbeit bey seinem Meister an. Dieses war ein sehr geschickter Mann, der bey seinen Zunftgenossen in ziemlichem Ansehen stand und auch das Ehrenamt eines Zunftmeisters bey ihnen bekleidete. Darauf that er sich aber auch erstaunlich viel zu gut. Er

war überhaupt äusserst einbildisch, und hitzig dabey. Wenn einmal einer seiner Gesellen es versah, daß er ihn nur Meister, und nicht Herr Zunftmeister betitelte, so ward ihm den Tag darauf ohne Gnad und Barmherzigkeit die Arbeit aufgekündet. Zunftmeister Bärmann, so hieß er, las eine Menge Zeitungen, auch Faßmanns Todtengespräche und andre Bücher dieser Art, und räsonnirte darüber mit ziemlich vieler Einsicht, aber auch mit grosser Zuversicht. Bey dem eben jetzt vorwaltenden Krieg war er so sehr mit interessirt, als kaum einer von den Kriegführenden Prinzen. Wenn die Erlanger Zeitung kam, dieß war sein Leibblatt, so ließ er alles stehen und liegen; Auch seine Gesellen durften nicht fortarbeiten. Er las ihnen dann die Zeitung vor, und machte oft Stundenlange Anmerkungen drüber. Auf nichts bildete er sich mehr ein, als auf seine Reichsbürgerliche Freyheit; Wenn er heut in einer fürstlichen Residenz hätte Hoftischler werden können, er hätte es gewiß ausgeschlagen. Ein freyer Reichsbürger, pflegte er zu sagen, steht unter Niemand, als unter Gott. Daher war er auch auf seine Obrigkeit nicht gut zu sprechen. Wenns auf ihn angekommen wäre, so hätte jeder Nürnberger so viel gegolten, als der andre. Dieß war auch das gewöhnliche Kapitel, über das er sich jeden Sonntag in einem Weinhaus, — denn zum Bier gieng er niemals — mit andern angesehenen Handwerksleuten unterhielt; Und da kam er oft gewaltig erhitzt heim. Dabey war er aber sonst ein sehr rechtschaffner, unbescholtner Mann, der jedem

dem das Seinige gab, in seinem Hause streng auf Zucht und Ehrbarkeit hielt, und die Religion über alles hochschätzte. Seine Frau war eine der redlichsten, frömmsten und rechtschaffensten Seelen in ganz Nürnberg. Sie war die Tochter eines frommen Landpfarrers gewesen, hatte schon in ihrem funfzehnten Jahr ihre Eltern verlohren, die ihr nichts hinterlassen konnten, als eine gute christliche Erziehung und hundert Thaler; Denn sie hatte noch fünf Geschwister. Nach dem Tod ihrer Eltern, die in Einer Woche starben, kam sie zu einer alten Baase, die weitläuftig mit ihr verwandt war und sie aus Mitleiden umsonst in ihr Haus nahm. Da mußte sie sich nun, weil die Baase äusserst wunderlich war, sehr viel gefallen lassen. Sie kam die ganze Woche über niemals aus dem Haus, als ein paarmal in die Kirche, und mußte den ganzen Tag über das Keifen ihrer Baase anhören. Da sie keine Freundinn hatte, der sie ihre Noth klagen konnte, so hielt sie sich desto mehr an den unsichtbaren Waisenfreund im Himmel; Und so ward ihr die, ihr von ihren Eltern eingepflanzte Frömmigkeit gleichsam zur zwoten Natur, und sie war gewiß, wie schon gesagt, eine der besten, frömmsten Seelen in ganz Nürnberg. In der Einsamkeit und Stille wuchs sie auf. Es sah sie beynahe keine Mannsperson, und die sie sahen, richteten ihr Auge nicht auf sie und kannten sie nicht; Denn sie machte gar keinen Staat, und ihre Vermögensumstände lockten auch keinen Freyer an sich. Also hatte sie gar keine Hofnung, jemals verheyrathet zu werden, da sie über-

überdieß jetzt schon nahe bey den Dreyßigen war. Da lernte sie der Meister Bärmann, der eben sein Meisterstück gemacht hatte, durch ein Ungefähr kennen, und sie gefiel ihm. Er beschloß, sie zu heyrathen. Zwar hätte er weit reichere Mädchen bekommen können, aber eben keine Pfarrerstochter. Und Stand und Herkommen galt bey ihm natürlich mehr als Vermögen. Er warb also um sie. Die Baase machte anfangs einige Schwierigkeiten; Weil aber das Mädchen grosse Lust zu ihm hatte, so mußte sie es geschehen lassen. Die Ehe ward eine von den ziemlich glücklichen. Die Meister Bärmanninn hatte, wie ich oben schon anführte, ein edles, durch Religion und kleine Widerwärtigkeiten im Guten noch mehr befestigtes Gemüth. Sie ehrte und liebte ihren Mann Theils aus natürlicher Neigung, Theils, und zwar noch weit mehr aus Dankbarkeit, daß er sie als ein armes Mädchen geheyrathet hatte. Und das war es eben, was des ehrgeitzigen Bärmanns Herz am ersten gewinnen und mit Gegenneigung füllen konnte. Ihre Sanftmuth, ihr nachgiebiges Wesen milderte in mancher Rücksicht sein rauheres, aufbrausendes Wesen, so daß er ihr oft in diesem und jenem nachgab, wenn sonst kein Mensch etwas über ihn vermochte.

Von fünf Kindern, die sie ihm gebohren hatte, blieben zweye am Leben. Das Eine war ein Sohn, der jetzt in der Fremde war. Anfangs sollte dieser, nach dem Willen seines Vaters durchaus studieren, damit er, nach seinem Ausdruck, die Ehre der Familie erhielte. Als er aber

auf keine Weise dazu taugte, und durchaus ein Tischler werden wollte, wie sein Vater, so gabs dieser schlechterdings nicht zu, und ließ nicht eher nach, als bis er die Profession eines Uhrmachers erlernte. Das zweyte Kind war eine Tochter, die jetzt in ihr siebenzehentes Jahr gieng; Sie war schön und munter, aber doch nicht leichtsinnig; Denn Juliane, so hieß sie, war auch sehr fromm und tugendsam, welches sie hauptsächlich der guten und liebreichen Erziehung ihrer Mutter, die sie zur Religion und allem Guten anhielt, zu verdanken hatte.

Es gefiel unserm Gottfried sehr wohl in diesem Hause. Neben ihm arbeiteten noch drey Gesellen. Einen davon kannte er sogleich; Denn er hatte vor fünf Jahren bey seinem Vater in Erlenburg gearbeitet. Dieser freute sich, ihn wieder zu sehen, weil er viel auf seinen Vater hielt. Es war ein stiller, ordentlicher, und dabey sehr geschickter Mensch, der jetzt seit diesen fünf Jahren noch recht vieles dazu gelernt hatte. Gottfried hielt sich ganz allein an ihn. Er konnte nicht nur vieles von ihm lernen, sondern lernte auch durch ihn gleich in den ersten Tagen den Zunftmeister Bärmann und seine ganze Gemüthsart, und wie man sich bey ihm am besten beliebt machen könne, kennen; Und dieß war für unsern Gottfried, der noch ziemlich unerfahren in der Welt war, von sehr großem Nutzen.

Am nächsten Sonntag Nachmittag setzte sich Gottfried gleich hin und schrieb einen langen Brief an seine Eltern, worinn er ihnen eine ausführliche

Nach-

Nachricht von seiner ganzen Reise, denen darauf ausgestandenen Fährlichkeiten, von seiner glücklichen Ankunft in Nürnberg und dem erwünschten Zustand, in dem er sich jetzt beym Zunftmeister Bärmann befinde, ertheilte. Von dem schlechten Streich, den ihm der Schlossergeselle gespielt hatte, schrieb er nichts, Theils weil er sich schämte, daß er sich so hatte hinters Licht führen lassen, Theils damit sein Vater nicht glauben möchte, er müsse ihm wieder Geld schicken. Drauf schrieb er auch einen Brief an seine Rosine, worinn er ihr die aufrichtigsten Versicherungen von seiner fortdaurenden Liebe und Treue ertheilte, und nach ihrem Wohlbefinden sich erkundigte. Welche Freude diese Briefe, nach der langen ängstlichen Besorgnis wegen Gottfrieds Schicksal, in dem Haus des ehrlichen Meister Walthers und bey seiner guten, frommen Rosine verursacht haben werden, das kann sich jeder, der dieß Buch ließt, selbst vorstellen. Nach drey Wochen bekam auch Gottfried schon einen Brief von seinem Vater, und einen von Rosinen, worinn beyde Gott für seine gnädige Erhaltung dankten und ihm von ihrem Wohlbefinden Nachricht ertheilten.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Wie es Gottfrieden in Nürnberg wohl, und der frommen Rosine in Erlenburg übel geht.

Er war nun schon ein Vierteljahr in Nürnberg, und setzte sich bey seinem Meister immer mehr

in Gunst, nicht nur weil er fleißig und geschickt und gelehrig war, sondern auch vorzüglich deßwegen, weil er immer am aufmerksamsten zuhörte, wenn Meister Bärmann die Zeitungen las, und um alles, was den Krieg angieng, sich aufs genaueste bekümmerte. Wenn die andern Gesellen am Sonntag Nachmittag auf die Herberge giengen, so las Gottfried in einem von des Zunftmeisters Büchern, oder sprach mit ihm über politische Dinge, gab ihm Recht, daß ein Reichsstädter weit mehr, und weit glücklicher sey, als ein fürstlicher Unterthan, und gewann dadurch vollkommen die Gunst und Liebe seines Meisters. Besonders machte er sich bey ihm dadurch beliebt, daß er noch etwas weniges Latein verstand und seinen Casum zu setzen wußte, welches der Zunftmeister, da er auch einst auf die lateinische Schule gegangen war, für die höchste Zierde eines Handwerksmannes hielt. Da er einmal von ohngefähr sah, daß Gottfried eine sehr leserliche, und dabey zierliche Hand schrieb, so kam er auf den Einfall, ihn eine gewaltig dicke alte Chronik von Nürnberg, die er für den grösten Schatz von den Freyheiten und Gerechtsamen der Bürger hielt, abschreiben zu lassen, und versprach ihm für jeden Bogen einen Batzen. So mühsam dieses Geschäft und so gering die Bezahlung war, so übernahm es Gottfried dennoch, weil er seinen Meister durch eine abschlägige Antwort nicht vor den Kopf stossen wollte, und überhaupt von einer solchen Gemüthsart war, daß er nicht leicht einem Menschen etwas abschlagen konnte. Er brachte nun

immer die Eine Hälfte der Sonn- und Feyertage mit Abschreiben zu, und war so fleißig, daß ihm sein Meister von Tag zu Tag gewogner wurde. — Durch sein fleißiges Kirchengehen, und sein stilles, sittsames Wesen machte er sich auch bey der Zunftmeister Bärmanninn und ihrer Tochter so beliebt, daß er wie ein Kind vom Haus gehalten wurde. Er wurde nun auch nach und nach galanter, und schaffte sich verschiedne neue Kleidungsstücke an. Dieß that er hauptsächlich deßwegen, weil sein Meister, der so sehr aufs Aeusserliche und in die Augen fallende sah, sich ein paarmal schon von weitem her hatte verlauten lassen, wenn er bessre Kleider hätte, so würd er ihn gern zuweilen am Sonntag mit in Gesellschaft nehmen. Er sparte also sorgfältig alles zusammen, um sich bald ein neues Kleid machen lassen zu können. Auch bekam er jetzt täglich eine Tasse Kaffee zu trinken. Anfangs wollt ers nicht annehmen; Aber sein Meister ließ ihm kein Ruhe, und sagte, das sey Kleinstädtisch gedacht, keinen Kaffee trinken zu wollen. Ueberhaupt kam er unvermerkt ziemlich von der einfachen Lebensart, die er zu Erlenburg in seiner Eltern Haus geführt hatte, ab, und war in manchen Stücken umgemodelt, eh er selber noch dran dachte.

An Rosinen und seine Eltern schrieb er von Zeit zu Zeit, und erhielt auch fleißig Nachrichten von Erlenburg. Etliche Wochen vor Ostern bekam er von Rosinen einen Brief, der ihn sehr traurig machte. Bisher hatte sie ihm immer berichtet, sie komm jetzt ziemlich gut mit ihrer Frau

aus. Jetzt aber meldete sie ihm, länger könne sies im Pfarrhaus nicht mehr aushalten. Der junge Herr sey von der Schule zurück gekommen, und werde jetzt ein halbes Jahr, eh er auf Universitäten gehe, in dem Hause seiner Eltern bleiben. Er sey jetzt ganz ausgelassen und verwildert, und mach immer die schändlichsten Anmuthungen an sie. Sie könne sich an keinen Menschen wenden; Denn die Mutter schweige nicht nur zu seinen Bosheiten still, sondern bestärk ihn darinn nur noch mehr, und der alte Herr ziehe sich das ungezogne, ausgelassene Wesen seines Sohnes so sehr zu Gemüthe, daß er schon einige Zeit her bettlägerig sey und sich einen Vikarius halte, und es wohl vermuthlich nicht allzulang mehr treiben werde. Seiner, nehmlich Gottfrieds Mutter habe sie schon ihre Noth geklagt; Diese aber wolle nichts davon hören, daß sie aus dem Dienste gehen soll, weil man sich dadurch die Pfarrerinn zum Feind machen, und zu allerley Geschwätz im Städtchen Anlaß geben würde. — Sie würde, setzte sie hinzu, gern noch länger im Pfarrhaus bleiben; Allein es sey ihr unmöglich; Lieber wolle sie in einen fremden Dienst gehen, wenn man sie in seinem Hause nicht aufnehmen wolle. u. s. w.

Gottfried war anfangs über diesen Brief sehr unruhig, gieng ein paar Tage ganz niedergeschlagen herum, und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Endlich beschloß er, gerade an seinen Vater zu schreiben, ihm die ganze Sache, wie sie war, zu entdecken, und aufs äusserste in ihn zu

dringen,

dringen, seine Rosine aus dem Pfarrhaus weg, und in sein Haus aufzunehmen. Er thats auch sogleich den nächsten Sonntag, und schrieb so beweglich als er konnte, an seinen Vater. Er war jetzt zwar wieder etwas ruhiger; Aber dennoch sah er der nächsten Antwort mit Unruhe und ängstlichen Besorgnissen entgegen, war auch wechselsweise bald voll Mitleiden mit seiner armen Rosine, bald voll Eifersucht auf seinen alten Schulkammeraden Benjamin, so daß er manche unruhige halbschlaflose Nacht hatte. Vier Wochen wartete er vergeblich auf Antwort, und je länger er wartete, desto mehr fieng seine Unruhe wieder zu steigen an. Endlich kam ein Brief von seinem Vater mit einem Einschluß von Rosinen, den er zitternd erbrach, und wovon der Innhalt dieser war: Sein Brief habe bey seinem Vater so viel vermocht, daß dieser sogleich zu dem kranken Prediger gegangen sey, und ihm die Sache geradezu und nach der reinen Wahrheit vorgetragen habe. Der gute Prediger hab über die Gottlosigkeit seines ungerathenen Sohns geseufzt, und drauf gesagt: Ich kanns Euch gar nicht verdenken, lieber Meister Walther, daß Ihr Rosinen nicht länger an einem so gefährlichen Ort lassen wollt. Sie kann in Gottes Namen gehen; Ich geb Ihr das Zeugnis, daß sie in meinem Hause treu und redlich gedient hat; Das wird ihr der liebe Gott belohnen. Ach, ich darf nicht reden, Meister Walther! Es hat sich in meinem Hause vieles gar sehr verändert; Aber Gott weiß, ohne meine Schuld. Es war mir für meine letzten

Lebenstage noch viel Kummer aufbehalten. Doch wie Gott will! Desto freudiger seh ich meiner Auflösung entgegen. O wie wohl wird mir bey meinem Heyland seyn! — Acht Tage nach diesem, schreibt Rosine, sey sie aus dem Dienst gekommen und sey jetzt bey ihren Schwiegereltern. Jetzt fange sie erst wieder zu leben an. Die Pfarrerinn habe zwar greulich gelärmt, und ihr ihren Lohn nicht ausbezahlen wollen; Aber der Herr Pfarrer hab ihr ihn nach der Hand zugeschickt. Gottfried war jetzt voll Freuden über diese Nachrichten, und dankte Gott, daß alles so gut ausgegangen sey. Er schrieb auch bald darauf wieder, und dankte seinem Vater.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wie Gottfrieden in Nürnberg ein Heyrathsantrag gemacht wird, und was weiter draus entsteht.

Unterdessen wars Frühling geworden und Gottfried hatte den Winter über so viel Geld zusammen gespart, daß er sich ein neues blaues Kleid mit tombackenen Knöpfen konnte machen lassen. Der Zunftmeister Bärmann hatte grosse Freude drüber, als er ihn am nächsten Sonntag so geputzt sah, und schenkte ihm dazu noch eine rothe Weste und einen feinen Kastorhut, den er nur rein machen lassen durfte. Sein Meister nahm ihn jetzt auch zuweilen mit, wenn er einen Spatziergang auf die benachbarten Dörfer machte,

machte, und hielt ihn da immer frey. Gewöhnlich besprach er sich da mit ihm über Kriegs- und Staatsangelegenheiten und über das Glück, ein freyer Reichsbürger zu seyn. Wenn ich an seiner Stelle wäre, Walther, sagte er einmal zu ihm, so gieng ich nicht mehr nach Erlenburg zurück, und dächte drauf, wie ich in einer Reichsstadt unterkäme. Hier in Nürnberg wollt ich ihm wohl selbst dazu behülflich seyn, daß er eine Meisterstochter bekäme. Wenn er sich noch ein paar Jährchen gut hält, so schwör ichs ihm zu, daß es ihm nicht fehlen soll; Ich müßte nur gar nichts bey meiner Zunft gelten. — Gottfried sagte, er wisse wohl, daß es in einer Reichsstadt hundertmal besser zu leben sey; Aber in Erlenburg hab er Vater und Mutter, und für diese müss er doch vor allen Dingen sorgen. — Lass er nur mich machen! sagte der Zunftmeister mit einer sehr Bedeutungsvollen Miene. — Von seiner Verlobung mit Rosinen hatte Gottfried nie noch nichts gesagt. Denn Meister Bärmann hatte sich einmal verlauten lassen: Das seyen einfältige Pursche, die sich gleich zu Haus an Mädchen hängen, weil sie sich dadurch selbst den Weg versperrten, auswärts ihr Glück zu machen. Gottfried schrieb daher immer am Sonntag oder an dem sogenannten blauen Montag nur insgeheim an Rosinen.

Der Zunftmeister Bärmann hatte nicht umsonst gegen Gottfried von seiner Versorgung in Nürnberg gesprochen, fieng auch nach der Zeit noch mehr als Einmal davon zu reden an. Er

gieng nehmlich lange schon mit dem Gedanken um, in kurzer Zeit seine Profession aufzugeben und vom Gewonnenen zu leben. Sein Ehrgeitz blies ihm ein, ein Buch in Druck ausgehen zu lassen. Deßwegen hatte er schon lange alle mögliche Chroniken, auch allerley alte Verordnungen von Nürnberg gesammelt, aus denen er hoffte beweisen zu können, daß alle Zünfte an der Regierung Antheil haben sollten. Dazu wollte er nun Musse haben, und hoffte sich dadurch um sein Vaterland aus der Maassen verdient zu machen, auch nebenher zunächst an der neu einzuführenden Regierung mit Antheil zu bekommen. Diese Grillen, die er keinem Menschen entdeckte, beschäftigten ihn unaufhörlich, und jetzt, da er mit Gottfried täglich von Staatssachen sprach, mehr als jemals. Er dachte nur noch darauf, seine Tochter ansehnlich zu versorgen. Anfangs hoffte er sie an einen angesehenen Mann, der kein Handwerk triebe, zu verheyrathen. Aber es wollte sich kein solcher zeigen; Auch gab das Mädchen mehrmals nicht undeutlich zu verstehen, sie wolle keinen andern, als einen Handwerksmann. Aus mehr als Einem Umstand kam er auch auf die Vermuthung, daß Gottfried ihr gar nicht gleichgültig seyn möchte. Er fragte auch einmal seine Frau darum, und diese schien seine Vermuthung ebenfalls mehr zu bejahen, als zu verneinen. Juliane war auch in der That in unsern Gottfried verliebt, und ließ es sich deutlich genug merken. Er aber merkte dennoch nichts davon; Denn er ließ sich nicht einfallen, daß ein

Mäd-

Mädchen, das einen so angesehenen Vater hatte, und sich so galant in Kleidern trug, auf ihn herabsehen würde. Seine Nebengesellen und auch andre Leute nahmen es inzwischen als eine bekannte Sache an. Sie schenkte ihm immer des Morgens seinen Kaffee selber ein, kam fleißig aus der Wohnstube mit ihrer Arbeit in die Werkstätte herab, und setzte sich an seine Hobelbank, erzählte ihm allerley, und ließ sich wieder von ihm etwas von Erlenburg und von seiner Wanderschaft erzählen. Bey Tisch legte sie ihm immer das Beste von den Speisen vor, und war schon ein paarmal mit ihm am Sonntag spatzieren gegangen. Ihre Mutter merkte wohl, was in dem Herzen ihrer Juliane vorgieng, war aber damit gar nicht unzufrieden, weil sie selber sehr viel auf Gottfrieden hielt. Anfangs besorgte sie zwar, ihr Mann möchte übel drauf zu sprechen seyn; Da sie aber sah, daß er täglich mehr für Gottfried eingenommen wurde, so hoffte sie, daß alles recht gut gehen würde, und machte sich gar kein Bedenken, als ihr Mann die oben angeführte Frage an sie that, ihm ziemlich deutlich zu gestehn, sie glaube, Juliane möge wohl den Erlenburger recht gut leiden. Der Zunftmeister war froh, da er dieses hörte, denn Gottfried war der Mann, dem er seine Tochter zugedachte. Daß er arm zu seyn schien, war ihm lieb; Denn so hoffte er, desto grössre Ehre bey ihm einzulegen, und ihn desto mehr von sich abhängig zu machen. Er wollte gern den Ruhm haben, daß seine Kinder Niemanden als ihm allein sein Glück

zu verdanken hätten. Daß seine Tochter es übrigens bey Gottfried gut haben würde, davon war er überzeugt; Denn seine Aufführung war untadelhaft; geschickt war er auch, und hatte während seines Aufenthaltes in Nürnberg noch viel gelernt; Und überdas hoffte Meister Bärmann, daß er sich durch seine schöne Handschrift, durch sein Latein, und durch seine Einsicht in die Politik noch einmal hoch schwingen werde, zumal bey der neuen Einrichtung der Regierung, von der er Tag und Nacht träumte. Die Neigung, wieder in sein Vaterland nach Erlenburg zurück zu gehen, hoffte er ihm durch die vortheilhaften Anerbietungen, die er ihm zu machen hätte, bald auszureden. Er entdeckte einmal seinem Weibe seinen Plan, daß er seine Kundschaft Gottfrieden übergeben und Julianen an ihn verheyrathen wolle. Gegen das erstere hätte sie nun freylich verschiednes einzuwenden gehabt; Allein sie kannte ihren Mann zu gut und wußte, daß er sich in keiner Sache, die er Einmal beschlossen hatte, etwas einreden lasse, und schwieg also dazu. Desto besser war sie mit dem andern zufrieden, nehmlich mit der Verheyrathung ihrer Tochter an Gottfried, da diese täglich mehr in ihn verliebt wurde und anfieng, in eine Art von Schwermuth zu verfallen, weil er gar keine Gegenliebe zu ihr blicken ließ. Du wirst, sagte die Mutter zu ihrem Mann, unsrer Tochter das Leben retten, wenn Du machst, daß die Sache bald in Richtigkeit kommt.

Der Zunftmeister Bärmann hatte auch bereits einen Tag bey sich selber in Gedanken festgesetzt, da er Gottfrieden die ganze Sache vortragen wollte, als dieser unvermuthet in eine Krankheit fiel, die in Kurzem sehr gefährlich wurde. Es war ein hitziges Fieber, von dem der Doktor, den der Zunftmeister hatte holen lassen, sagte, daß ers schwerlich überstehen werde. Juliane war untröstlich, sie wartete und pflegte ihn und kam Tag und Nacht nicht von seinem Bette. Auch Bärmann und seine Frau thaten alles, um ihn, wo möglich, am Leben zu erhalten. Acht Tage lang lag er beynah immer sinnlos da und phantasirte. Am neunten aber brach sich die Krankheit und es zeigte sich ein Anschein von Besserung. Er kam jetzt wieder zu sich selber, und sah Julianen bleich und abgezehrt und voll der tiefsten Traurigkeit an seinem Bette sitzen. Da fieng er zuerst an, ihre Liebe zu merken, und ward unruhig drüber. Er wünschte jetzt, er möchte schon längst etwas von seiner Rosine gesagt, und dadurch dem ersten Anfang einer unglücklichen Liebe bey Julianen vorgebaut haben. Jetzt aber konnte er sich nicht dazu entschliessen; Denn Juliane daurte ihn. Die Dankbarkeit, die er jetzt für die liebreiche Sorge, die sie für ihn trug, an den Tag legte, vergrösserte indessen ihre Liebe immer mehr und brachte sie auf die Vermuthung, er möchte sie doch innerlich lieb haben. Ach Juliane, sagte er einmal, da er sich schon wieder ausserhalb dem Bett aufhalten konnte, wie kann ich ihr und ihren

ren Eltern doch alle die mir erwiesene Liebe vergelten? — Schweig er doch davon! sagte sie; Wir thaten alles gerne. Gottlob, daß wir ihn nur wieder haben! Ich wär auch gestorben, wenn er nicht davon gekommen wäre.

Da Gottfried schon wieder völlig genesen war, sagte er einmal: Nun muß ich auch den Doktor und Apotheker bezahlen. Es wird einen starken Conto ausmachen. — Da ist schon dafür gesorgt, sagte der Zunftmeister. Wart Er nur! Ich will ihm schon die Rechnung machen.

Den nächsten Sonntag drauf, da die Witterung sehr warm und schön war, schlug Meister Bärmann einen Spatziergang vor. Wir müssen unserm Patienten nun auch ein Bene anthun, sagte er. Vater, Mutter und Tochter giengen also mit ihm spazieren. Man gieng auf ein benachbartes Dorf, wo alles mögliche aufgetragen, und unserm Gottfried tüchtig zugetrunken wurde. Es wollt ihm aber nicht recht schmecken; Denn er merkte die Absichten, die der Zunftmeister mit ihm hatte, immer deutlicher, und Juliane ließ auch ihre Liebe immer mehr blicken. Als man wieder heim kam, und kein Geselle zu Haus war, fieng der Zunftmeister an: Er sieht, Walther, wie so viel wir alle auf Ihn halten. Ich hab Ihm, glaub ich, bisher lauter Liebe erwiesen, und nun soll Er sehen, wie nah Er uns ans Herz gewachsen ist. Meine Kundschaft kennt Er, daß beynah das ganze Patriziat und die vornehmsten Leute bey mir arbeiten lassen, und es uns Gottlob an nichts

ab-

abgeht. Auch mein Hauswesen ist, denk ich, eingerichtet, trotz einem in Nürnberg. Ich habe seit den drey und zwanzig Jahren meines Hausstandes so viel zurückgelegt, daß ich jedem meiner Kinder tausend Thaler Heyrathsgut gleich den ersten Tag, da mans haben will, auszahlen kann. Julianen kennt Er auch; Sie ist schön und brav, hat eine herrliche Aussteuer, und kein Edelmann dürfte sich ihrer schämen. Ich will nun meine Lebenszeit in Ruhe zubringen, und habe mir deßwegen unsers Nachbars Haus gekauft; Da will ich mit meiner Margarethe hinziehn. Juliane hat Ihn lieb, das weiß Er, und wir sind ihm auch gut. Er soll unser Schwiegersohn werden. Nicht wahr, Juliane, Du willst ihn? Nun, so gieb ihm denn in Gottes Namen Deine Hand! — Juliane zögerte keinen Augenblick, und ergrief, indem sie schaamroth niederblickte, Gottfrieds Hand. Dieser wurde todtblaß, fieng an zu zittern, wollt etwas sagen, und konnte nicht, und war in der äussersten Verwirrung. — Ich glaube wohl, daß das Glück Ihm unvermuthet kommt, sagte der Zunftmeister. Er mag sich erholen und uns auf die Nacht das Weitere sagen. Jetzt will ich mit meiner Zunftmeisterinn noch ein wenig ausgehn. — Er gieng. Gottfried wollt ihn noch zurückhalten und ihm alles entdecken; Aber er war schon aus der Stube. Nun waren Gottfried und Juliane allein. — Ach, ich war Ihm schon so lange gut; Hat Ers denn nie gemerkt? sagte das Mädchen. Gottfried gieng in der Stube auf und ab, und rang

 die

die Hände. Ich kann nicht! Ach ich kann nicht, rief er immer. Das gute Mädchen fieng an, etwas Schlimmes zu besorgen und zitterte. Gottfried, rief sie; Was fehlt Ihm? Hat Er mich nicht lieb? Will Er mich nicht? — Lieb wohl, rief er; Aber, liebe, liebe Juliane; Ach, ich hab in Erlenburg schon eine Braut. — Schon eine Braut? rief Juliane, und sank ohnmächtig auf einen Stuhl hin. — Gottfried wußte sich nicht zu helfen; Kein Mensch war im Haus; Er sprang in der Angst in die Küche, holte frisches Wasser und spritzte es ihr ins Gesicht. Sie kam wieder zu sich selbst, schlug die Augen auf und sagte ganz matt: Ach Gottfried, warum hat Er mir doch nichts gesagt? Ich will nur sterben. — O was wird Ihr Vater sagen, rief er, wenn er heim kommt! Er wird mich heute noch aus dem Hause jagen, und mir ist so übel; Bitt Sie ihn doch um Verzeyhung, und vergebe Sie mir auch! — Ich muß ins Bette; Es wird mir ganz schwindlich vor den Augen. — Er schwankte hin und her, sank endlich auf einen Stuhl, und Juliane bracht ihn mit Müh auf seine Kammer. Er gieng, ohne sich auszukleiden, ins Bette; Sie saß noch eine Viertelstunde bey ihm und weinte. Er bat sie um Verzeyhung. Sie reichte ihm ihre kalte Hand hin. Ich will Ihm verzeyhen, sagte sie, und gieng langsam aus der Kammer.

Gottfried lag in abwechselnd kaltem und warmem Schweisse da und konnte nichts denken, als: Was wird mein Meister sagen, wenn er

heim kommt, und wie wirds der armen Juliane, wie wirds mir gehn? Endlich sank er vor Ermattung in einen unruhvollen halbwachenden Schlummer.

Gegen Neun Uhr kam der Zunftmeister mit seiner Frau wieder heim. Die Magd, die indessen heimgekommen war, und ihnen mit dem Licht entgegen kam, sah erschröckt aus. Was giebts? fragte Bärmann hastig. Ach, der Jungfrau ist so übel, war die Antwort. Als er mit seiner Frau ins Zimmer trat, da saß Juliane beym Ofen in einem Lehnstuhl, blaß und weinend. Auf seine Frage, was ihr fehle? sagte sie: Gottfried kann mich nicht heyrathen, hat schon eine Braut; Vergebt . . . . Der Vater ließ sie nicht ausreden und fieng an zu lärmen und zu toben. Wie? Er will Dich nicht . . . . Der Bettler? Will eine Zunftmeisterstochter nicht? Du lügst! Wo ist er? Er soll sterben! Soll mir aus dem Haus! Soll keinen Augenblick mehr unter meinem Dache bleiben! So lärmte und tobte er fort. Umsonst gaben sich seine Frau und Tochter Müh, ihn zu besänftigen. Er war rasend. Die Gesellen sprangen in die Stube. Er riß sich von seiner Frau los, und rannte vor Gottfrieds Kammer, die Juliane aus Vorsicht geschlossen hatte. Er wollte sie aufsprengen, schimpfte und fluchte. Endlich riß ihn seine Frau mit Hülfe der Gesellen zurück. — Gottfried war sogleich an dem Geschrey erwacht, und hörte zitternd seines Meisters, seiner Frau und Julianens Stimme. Endlich ward es gegen Eilf Uhr wieder ruhig im

Hause.

Hause. Aber er konnte sich voraus prophezeyhen, was für Auftritte es am andern Morgen geben würde, und konnte deßwegen fast die ganze Nacht nicht schlafen. Man rief ihm um sieben Uhr in des Zunftmeisters Stube; Er hatte aber nicht das Herz, zu kommen. Endlich kamen die zween Gesellen zu ihm auf die Kammer, und versprachen ihm, sie wollten nicht zugeben, daß ihm ein Leid geschehe. Zuletzt ließ er sich überreden, zu kommen, und gieng angekleidet auf das Zimmer. Die Vorwürfe, die ihm Bärmann machte, mag ich nicht anführen. Er war gar zu sehr in Wuth, und wär ein paarmal auf den armen Gottfried zugefahren, wenn ihn nicht die zween Gesellen davon zurück gehalten hätten. — Des Zunftmeister Bärmanns Tochter ausschlagen! rief er immer; Das ist nicht erhört. Und nun pack Dich aus dem Haus, Hund! Aber vorher zahl! Zwölf Gulden hab ich in der Krankheit für den Buben ausgelegt, und Neune kriegst Du für die Arbeit. Also Drey noch her, und dann zum Teufel! — Gottfried zahlte noch drey Gulden; Gerade so viel hatte er noch baares Geld. Ein paarmal wollt er sich verantworten; Aber Bärmann überschrie ihn. Er gieng aus dem Hause, ohne Julianen vorher noch zu Gesichte zu bekommen. — Die beyden andern Gesellen liessen sich von Bärmann auf der Stelle ausbezahlen, weil er ihren Nebengesellen so geschimpft hätte, und drohten ihm noch überdieß, ihn beym Handwerk zu verklagen.

Gottfried gieng nun auf die Herberge, dachte da über sein Schicksal nach, und seufzte über das ihm zugefügte Unrecht. Sein Zustand war jetzt würklich traurig. Er hatte keinen Heller Geld, weil er sich die Zeit her viele Kleidungsstücke angeschafft hatte, und nun die Krankheit noch dazu gekommen war. Eine Kundschaft hatte er von seinem Meister auch nicht bekommen, und doch wollt er es nicht wagen, wieder zu ihm zu gehen. Er entschloß sich also, sein mittleres Kleid zu verkaufen, und gab es dem Herbergsvater, der ihm einen Käufer zu verschaffen versprach. Kaum war dieß geschehen, so kamen seine zween Nebengesellen, die noch erstaunlich bös auf den Zunftmeister waren, auf ihn schimpften, und sagten, er müsse ihn beym Handwerk verklagen. Gottfried wollte sich dazu auf keine Weise verstehen. Es werde den Meister schon wieder gereut haben, sagte er; Er habe viel Gutes in seinem Hause genossen; Es sey unchristlich, sich zu rächen, u. s. w. Die Gesellen wollten nun mit ihm Händel anfangen, liessen einige Schimpfwörter fallen, und wollten eben in der Hitze noch weiter gehen, als der Herbergsvater sich dazwischen legte, und ihnen vorstellte, es kenne ja jedermann den brutalen Zunftmeister; Man würd ihm doch nichts abgewinnen, da er Zunftmeister und jetzt grad im Amt sey u. s. w. Es kam nun auch der Altgeselle dazu, den der Wirth in der Stille hatte holen lassen, und stellte ihnen eben das vor, erboth sich auch, Gottfrieds Kundschaft abzuholen, welches er auch that, und so

wards

wards wieder Friede. — Gegen Abend sagte der Wirth unserm Gottfried, aus seinem Kleid könn er nicht mehr als fünftehalb Gulden lösen, ob ers dafür lassen wolle? Gottfried, der im Sinn hatte, mit seinem andern Nebengesellen nach Ulm oder Augspurg zu gehen, sah wohl, daß dieß Geld bis dorthin zwar zureichen werde; Weil er aber nicht wußte, ob er dort Arbeit finden würde, so beschloß er, lieber sein neues Kleid zu verkaufen, und gabs dem Wirth, um es morgen einem Trödler zu schicken. Er schrieb noch einen Brief an seinen Vater, worinn er ihm meldete, daß er Nürnberg verlassen wolle, ohne doch die Ursache davon anzugeben, und legte sich dann Kummervoll frühzeitig nieder. Er war noch nicht eingeschlafen, als der Wirth an seine Thüre klopfte, und ihm sagte, es wolle noch jemand mit ihm sprechen. Er sprang auf, kleidete sich an und gieng in ein Zimmer, wohin ihn der Herbergsvater führte, der sogleich wieder zurück gieng. Wie erschrack nun Gottfried, als er Julianen, die das Regentuch, in das sie eingehüllt war, zurückschlug, erblickte! Gottfried, sagte sie; Ich muß Ihn noch einmal sehen. Ach, mein Vater hat Ihm hart und ungerecht begegnet. Er kann glauben, ich sey Schuld daran, und ich könnt einmal nicht ruhig sterben, wenn Er dieses von mir glaubte. Liebe, liebe Juliane! sagte er und weinte. Gott weiß, daß ich dieß nie glauben konnte. Ach, wenn Sie mir nur vergeben kann, daß ich nicht Ja sagen konnte! Denk Sie selber, wenn Sie meine Rosine

wäre,

wäre, und ich wollte . . . Ach, Er braucht da weiter kein Entschuldigens, fiel ihm Juliane in die Rede. Ich weiß alles, kanns mir alles selber denken. Gott lass es Ihm und Seiner Rosine wohl gehen! Ach, ich dachte freylich; Aber . . . Nun, der liebe Gott hats nicht gewollt. Hier fieng sie so an zu schluchzen, daß sie nicht weiter fortreden konnte. Gottfried gieng ganz zaghaft umher, rang die Hände und schluchzte. Es wird Ihr auch endlich wieder wohl gehen, sagte er; Sie wird auch wieder Ruhe finden. — Draussen auf dem Gottesacker, rief sie; Draussen in der kühlen Erde werd ich Ruhe finden. Ach, wenns nur nicht lange währt! Ich hoffe . . . Ich bin schon so kraftlos . . . . Nun regte sich etwas draussen vor der Thür, indem sie weiter reden wollte. — Herr Jesus! rief sie, und fuhr ängstlich zusammen; Wenns nur nicht mein Vater ist! — Hier! — Sie drückte ihm etwas in die Hand — Es ist von mir und meiner Mutter . . . Nur ein kleines Andenken. Leb Er ewig wohl! — Eben wollte Gottfried Entschuldigungen machen und ihr das Geschenk zurück geben; Da entstand noch einmal ein Geräusch; Sie schlug ihr Tuch um den Kopf, und eilte wie der Wind davon. — Gottfried stand wie auf den Boden angeheftet, noch eine Zeitlang in dem Zimmer. Endlich gieng er mit dem Licht auf seine Kammer. Da warf er sich auf seine Kniee nieder. Lieber Gott im Himmel, rief er aus; Vergieb mir, wenn ich an des Mädchens Unglück Schuld bin! Ach, Du weists, Gott!

Gott! O laß es ihr wohl gehn! Gieb ihr langes Leben, und Ruhe und Gesundheit! Ach, ich konnte ja Rosinen nicht verlassen. Tröste sie mit Deinem Geist! — Er stand nun wieder auf, und stund lange wie versteinert da, bis sein Auge von ohngefähr auf das in ein Papier gewickelte Geld, das auf dem Tische lag, fiel. Da ward ihm das Herz von neuem weich. O die Seelenguten Leute! rief er aus; Da geben sie mir noch ein Andenken auf den Weg mit. Er machte nun zitternd das Papier auf, und dachte, ein paar Sechsbätzner drinn zu finden. Aber wie erstaunte er, da er drey Dukaten fand! — O das ist zu viel! rief er aus; Das hab ich nicht verdient. Ich mußte sie betrüben; Ach, und sie erweisen mir dafür noch Gutes. Lieber Gott, vergilts Du ihnen! —

Lange weinte er noch und konnte nicht einschlafen. Er dachte hin und her, wie er Julianen und ihrer braven Mutter nochmals seinen Herzensdank abstatten könnte? Aber es fiel ihm kein Mittel ein. Er wollte an sie schreiben. Aber, dacht er, wenns der Vater zu Gesicht bekommt, so muß das arme Mädchen es entgelten. Ach, wenn sie mich nur nicht gar für undankbar halten! — Unter solchen und ähnlichen Gedanken schlief er endlich ein.

Die Sonne war kaum aufgegangen, da er schon wieder aufwachte. Das Herz war ihm jetzt ungewöhnlich weich, und voll der grösten Wehmuth. Julianens Gestalt stand vor ihm, blaß und abgezehrt, so wie sie gestern Abend vor ihm gestan-

gestanden hatte. Sie wird wohl bald sterben, dachte er; Und ich bin Schuld an ihrem Tode . . . Da schoßen ihm die Thränen stromweis aus den Augen. Gott, vergieb mir! Sey mir gnädig und barmherzig, und erbarm dich Julianens! So rief er händeringend aus und konnte sich kaum fassen. Er sah von ohngefähr das Papier, in dem das Geld eingewickelt gewesen war, auf dem Tische liegen, und merkte, daß etwas drauf geschrieben war. Eilig grief er darnach und las:

Gedenke mein!
Ich denke Dein,
Bis mich das Grab wird schliessen ein.
Juliane Bärmanninn.

Er hob das Papier mit beyden Händen in die Höhe, und weinte noch heftiger. — Ich muß fort! dacht er endlich; Hier halt ichs nicht mehr aus. Er kleidete sich vollends an, packte seine andern Kleider und sein Weißzeug ein, gieng in die Wirthsstube hinunter, ließ sich von dem Herbergsvater sein Kleid wieder geben, bezahlte, und gieng allein aus Nürnberg hinaus; Denn sein Kammerad hatte sich anders besonnen, und wollte nach Sachsen gehen.

Dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried sich von Nürnberg weiter auf die Wanderschaft begiebt, und in Erlang das lustige Studentenleben kennen lernt.

Gottfried war nun vor Nürnberg drauſſen und wanderte ganz ſtill und ſchwermüthig auf Erlang zu, um doch auch einmal eine Univerſität zu ſehen, und weil er ſich erinnerte, in Erlenburg gehört zu haben, daß des Stadtſchreibers Johann Peter dort ſtudiere. Er traf dieſen auch würklich an, und ward ziemlich gut und liebreich von ihm aufgenommen. Aber wie ſtutzte er, da er ihn ſo ganz verwandelt ſah! Roth, ſo hieß des Stadtſchreibers Sohn, war in Erlenburg immer ein ſtiller, ordentlicher und beſcheidner Menſch geweſen, war mehr furchtſam als beherzt, hatte eine zarte Stimme gehabt, wie ein Mädchen, und ſich ſehr zierlich, nett und reinlich in Kleidern getragen. Jetzt hingegen ſah er frech und verwildert aus, hatte eine ſtarke, donnernde Baßſtimme, trug beſchmutzte Reuthoſen und groſſe Stiefel mit Spornen, eine Reutjacke, einen fürchterlich groſſen, tief ins Geſicht gedrückten Hut mit einer ſchwarzen Feder drauf, und ſeine Haare hiengen unordentlich um den Kopf herum und ins Geſicht. Mit einem kräftigen Fluche rief er, wo kommt Er her, Walther? Hat Er ſich auch aus dem Lumpenneſt herausgewagt? Was macht mein Alter? Sein Dintenfaß muß eingefroren ſeyn. Ich warte mich faſt todt auf Briefe und noch mehr auf Wechſel. — Gottfried wußte nicht, was er auf ſo viele Fragen in der Eil antworten ſollte? — Roth klingelte indeſſen der Aufwärterinn, und befahl ihr donnernd: Schaff Kaffee her, Nickel! Sie blieb etwas lang aus, und nun wetterte und fluchte er, wie ein

ein Dragoner. Er stopfte einen ungeheuer grossen Pfeifenkopf, und Gottfried mußte rauchen, ob ers gleich nicht sehr gewohnt war. Roth erzählte nun von Fressereyen, Saufereyen, Tumulten, Schlägereyen, Ausritten und dergleichen edeln Lustbarkeiten, womit sich die jungen Herren, die sich Gelehrte nennen, sonst häuffig ehedem die Zeit auf der Universität vertrieben. Gottlob, daß das heut zu Tag in Erlang und auch auf andern Universitäten nicht mehr so ist, und daß jetzt der gröste Theil der Studenten lieber studiert und ordentlich lebt, als Zeit, Gesundheit und Geld auf so liederliche Art ruinirt und durchbringt. Dem ehrlichen Gottfried mußte freylich das, was er von seinem Landsmann Roth hörte und bey ihm sah, sehr sonderbar vorkommen; Er dacht in seiner Einfalt bey sich selber, ob das wohl die Absicht wäre, warum so viele rechtschaffne Eltern ihre Söhne auf die Universität schickten, Tag und Nacht arbeiteten, und sich oft den Bissen vor dem Mund versagten, um nur ihren Söhnen die Wechsel richtig einzusenden? Ob man wohl auf Universitäten ziehen müsse, da man ja dergleichen lose Künste überall auf allen Bierbänken lernen könnte? Ob man wohl dadurch sich zu so wichtigen Aemtern, wie das Amt eines Pfarrers, eines Arztes, oder Richters und dergl. sey, würdig vorbereite und tüchtig mache? und was dergleichen Fragen und Bedenklichkeiten mehr waren. Er ließ sich auch ein paarmal etwas davon gegen seinen Landsmann verlauten; Allein dieser lachte

drüber, und sagte, das seyen kleinstädtische Erlenburgische Grillen.

Gottfried schlürfte nun eben die letzte Tasse aus, als ein gräuliches Gepolter die Treppe herauf kam. Man stieß mit aller Macht an die Thüre. Gottfried fuhr vor Schrecken zurück, und ließ fast die Tasse fallen. Die Thüre flog auf; Zween grosse Hunde sprangen herein, und hinter drein zogen fünf Herren Studenten, die eben so gekleidet waren, wie Roth, mit fürchterlichen Haudegen an der Seite, und großen Kurierpeitschen über die Schulter. — Kerl, riefen sie; Wir wollen heut fidel seyn; du must ein Hospiz aufwixen! — Ich kann nicht, sagte Roth; Ich habe hier einen Landsmann bey mir, einen ehrlichen Knoten aus Schlaraffenland. — Du must ausspeyen, sagte einer, wir sind alle ausgebeutelt. Der Knote kann uns aufwarten und Deiner Mutter daheim erzählen, was Du für ein fideler Kerl bist! — Meinetwegen! sagte Roth. Werft nur Eure Hieber weg, und sauft mir nicht gar zu arg! Mein Beutel hat die Schwindsucht auch.

Man stieß jetzt die Tische zusammen und machte Anstalten zu einem Hospiz; So nannten ehemals die gelehrten Herren ihre Trinkgelage. Die Aufwärterinn brachte etliche grosse Lasen mit Höchstädter Bier, und nun fieng man an zu singen, oder vielmehr, Lieder voll der niedrigsten Zoten herzubrüllen. Gottfried bekam das Amt eines Mundschenken, mußte aber fleißig auch mit trinken, so daß ihm von dem starken Bier

und dem Tabacksdampf, in dem er wie in einer Wolke stand, der Kopf bald heiß und schwindlich wurde. Das Singen und Schreyen lockte noch einige andre Pursche, die am Haus vorbey giengen, herbey, und so waren zuletzt zwölf edle Weisheitssöhne beysammen. So bald ihnen das Bier zu Kopfe stieg, mußte Gottfried, auf Roths Vorschlag, auch mit an den Tisch sitzen, und er hatte das Glück, einen Theologen zur Rechten und einen zur Linken zu haben. Siffart, so hieß der Eine, beklagte sich mit einem derben Fluch, daß er heut nicht recht nach Herzenslust saufen könne, weil er morgen predigen müsse; Und der andre sagte, man hab ihm eine Edelmannspfarre angetragen, aber auch zugleich mit der Pfarre das Kammermädchen des Edelmanns; Er fragte nun seine Brüder um Rath, was er thun soll? Die meisten riethen ihm, er soll die Pfarre annehmen, denn zu Haus würd er schwerlich im Examen bestehen, und wenns das Mädchen mit dem Edelmann halte, so könn er ja das gleiche mit seiner Magd thun. Das ist, hol mich der Teufel! der beste Rath, rief der Theologe; Ich will die Pfarre annehmen. Es luden sich nun alle sogleich zu dem Schmaus ein, den er alsdann geben müsse, und nun spaßte man über den neuen Pfarrer auf eine höchst angenehme und feine Art. Es ward jetzt Nacht; Man legte ein paar Hieber auf den Tisch, und fieng einen Landesvater an, eine Lustbarkeit, bey der unter Singen und Trinken einer nach dem andern seinen Hut an einen Degen spiessen muß. Als die

Reihe an Gottfried kam, daß er auch seinen Hut an den Degen stecken mußte, da schossen ihm fast Thränen in die Augen. Es war der Hut, den ihm der Zunftmeister Bärmann geschenkt hatte, und nun fiel ihm die arme Juliane ein. Sein Geist war durch das viele Biertrinken so erhitzt, daß er sie vor sich zu sehen glaubte, und vom Tisch und aus dem Zimmer weggehen mußte, um seiner Wehmuth freyen Lauf zu lassen. Ich lebe da so in der lustigsten Gesellschaft, sagte er draussen zu sich selbst; Ach, und die arme Juliane weint vielleicht und kümmert sich um meinetwillen ab. — Er gieng nach einigen Minuten wieder zur Gesellschaft, und als man drauf ein Lied herum sang, wo jeder seines Mädchens Namen nennen muß, und Gottfried seiner Rosine Namen nannte, da ward ihm wieder weich ums Herz. Die Studenten merktens, spotteten ihn aus, und Roth sagte: Aber hört, mein Landsmann ist doch wahrlich kein Narr. Er hat das schönste Mädchen, das es in ganz Erlenburg giebt; Ich hatt immer ein Aug auf sie. — Es ward noch viel gespaßt; Gottfried ärgerte sich zwar wohl drüber, durfte sich aber nichts merken lassen.

Nach dem Singen giengs ans Zotenreissen, und nun giengen Dinge zwischen den Studenten und der Aufwärterinn vor, von denen Gottfried sein Auge wegwenden mußte. Er wollte sich ganz beurlauben; Aber Roth ließ ihn nicht weg. Bald darauf sank Siffart unter den Tisch. Nach einem unsinnigen Gelächter, sagte einer: Aber

hört,

hört, wir müssen den Kerl doch heimschleppen, sonst siehts morgen mit seiner Predigt klaatrig aus. Es könnte doch Spektakel geben, wenn er noch mit einem Rausch auf die Kanzel käme, und er predigt noch dazu, wie ich heut in seiner Predigt sah, von der Mäßigkeit und Nüchternheit. — Man lachte noch aus vollem Halse über diesen letztern Einfall, und nun schleppten ihn zween seiner Kammeraden heim. Diese kamen bald darauf mit grossem Lärm wieder zurück: Es seyen die Bayreuther auf dem Markt, und hätten ihnen ein Pereat zugerufen. Alle sprangen wie rasend auf, griefen nach ihren Hiebern, und schwuren den Bayreuthern unter greulichen Flüchen den Tod. Gottfried fieng an zu zittern, und wollte sich beurlauben. Kerl, Du must mit, rief Roth: Hier hast Du auch einen Hieber. Du sollst Deine Wunder sehn, wie wir die Hunde zusammen hauen wollen. Nun gieng der ganze betrunkne Zug fort, und unter Schreyen, Singen und Wetzen giengs dem Markt zu. Unterwegs riefen sie noch bey einigen Purschen an, die auch mit mußten. Sie sahn die Bayreuther schon beysammen auf dem Markte stehen, wetzten, daß Funken aus den Kieseln sprangen, und riefen ein einmüthiges Pereat. Die Bayreuther, die auch besoffen waren, stürzten auf sie los, und nun gabs ein blutiges Handgemenge. Nach einigen Minuten rückten die Schnurren mit dem Pedell an, und gebothen Friede. Da darauf nicht geachtet wurde, so mischten sie sich in den Kampf. Der Hauffen trennte sich zuweilen, und da ersah

sah Gottfried einmal die Gelegenheit, und machte sich, so schnell als er springen konnte, davon, warf seinen entblößten Hieber von sich, und kam endlich zu seiner Herberge. Er dankte Gott, daß er so gut davon gekommen war, und legte sich, von Bier und Taback benebelt, und von der Angst ganz abgemattet, zu Bette. Sobald er den andern Morgen aufwachte, fiel ihm der ganze gestrige Unfug ein, und er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er sich so hatte mit zur Trunkenheit und allem, was darauf gefolgt war, verleiten lassen. Ach, wenn das meine Eltern und Rosine wüßten, daß ich solch ein Sündenleben gestern führte! dachte er; Und wenns Juliane hört, daß ich so bald ihr Herzeleid mir aus dem Sinn schlagen konnte . . . ! Lieber Gott, was war ich gestern für ein Mensch! Verzeyh mirs! Ach verzeyh mirs! — O mein Kopf! Mein Kopf! Es ist, als ob mir die Hirnschaale von einander springen wollte. — So sprach er mit sich selbst, stand auf, und beschloß, Erlang sogleich zu verlassen; Denn der Ort war ihm jetzt äusserst zuwider geworden. Er bezahlte den Wirth, hieng sein Felleisen um, und gieng so zu Roth, um noch bey ihm Abschied zu nehmen. Dieser lag noch im Bette, da er ins Zimmer kam, das jetzt noch einer Wachstube gleich sah. Eine dicke Tabackswolke wirbelte ihm beym Eintritt entgegen; Auf dem Boden schwamm das Bier zwischen zerbrochenen Krügen, Gläsern und Pfeifen herum; Am Bette lagen Roths Kleider auf der Erde, und er selbst lag in dem, mit

Blut befleckten Bette, das Gesicht aufgelaufen und blutrünstig, und ein Schnupftuch um den Kopf gebunden.

Du Schurke! rief er beym Aufwachen Gottfrieden entgegen; Du hast uns im Stich gelassen, und mein Hieber ist zum Teufel. Mit Euch Knoten ist den Henker nichts anzufangen; Ihr seyd feige Bestien! — Gottfried fieng an, sich zu entschuldigen; Aber Roth schalt immer fort. Endlich sagte er: Wenn Du nach Haus schreibst, oder heim kommst, so laß Dir nur nicht einfallen, etwas von dem gestrigen Juchs zu sagen; Der alte Kerl von Pfarrer wär im Stand, er brächte mich auf die Kanzel. — Der wird über Sie wohl nicht mehr predigen, sagte Gottfried; Der gute Herr ist krank, oder wohl gar schon todt. — Was sagst Du, Kerl? rief Roth, und richtete sich schnell im Bett auf; Das wär ein verdammter Streich! Die Pfarre ist mir zugesagt, und ich habe noch keine Dogmatik gehört. Blitz und Wetter! — Indem klopfte man an die Thüre, und der Pedell trat herein. Im Namen des Prorektors soll ich Sie ins Carcer abholen, sagte er. Gottfried zitterte am ganzen Leib, und Roth stieß abscheuliche Reden aus. Es wird ein übles Ende nehmen, sagte der Pedell; Zween Bayreuther sind auf den Tod verwundet. Kommen Sie nur hurtig! Ich muß noch mehr Herren abholen. — Roth zog sich unter hundert Flüchen an. Mach, daß Du fortkommst, flüsterte er Gottfrieden ins Ohr; Du kommst sonst auch noch in die Brühe. Gottfried

nahm hurtig seinen Abschied, und eilte aus Erlang hinaus. Auf dem Wege zum Thor begegneten ihm einige Leute, die aus der Altstädter Kirche kamen, und hinter ihnen der saubre Herr Prediger, der gestern Abend unter den Tisch gesunken war. Er that, als ob er Gottfrieden nicht kennte. Das mag eine erbauliche Predigt gewesen seyn, dachte dieser bey sich selbst, und gieng hurtig fort, um vollends aufs freye Feld zu kommen. Da wandelte er nun eine Zeitlang unter rasenden Kopfschmerzen und in dumpfer Betäubung fort, ohne etwas andres thun zu können, als sich über sich selbst zu ärgern und sich die bittersten Vorwürfe zu machen. Endlich ward ihms in der frischen Luft wieder etwas leichter; Und jetzt dachte er an Nürnberg, an Julianen und alles, was ihm in ihrem Hause begegnet war. Immer sah er die Gestalt des armen Mädchens vor sich, blaß, abgezehrt und sterbend. Sie stirbt dir zu lieb, durch deine Schuld, sagte er oft zu sich selber, und versank darüber in eine tiefe Schwermuth, die ihm die Welt, sich selbst und sein eignes Leben verhaßt und zur Last machte. So kam er gegen Mittag in ein Dorf, wo er liegen blieb, weil er zu sehr abgemattet war, und seine Kopfschmerzen mit der zunehmenden Sonnenhitze immer heftiger wurden. Es war gerad eine Bauernhochzeit in dem Dorf. Der Tischler des Orts, der der Braut Vater war, lud ihn mit zur Mahlzeit und zum Tanz ein. Er konnte die höfliche Einladung nicht wohl ausschlagen, und tanzte auch ein wenig mit; Aber seine Schwermuth wollte

sich

sich nicht verlieren, vielmehr nahm sie zu. Er sah so betrübt aus, daß es auch die Hochzeitgäste merkten, und ihn einigemal aufzogen, ob er etwas Liebes an dem Ort, wo er herkomme, zurückgelassen habe? Die Röthe, die ihm dabey ins Gesicht stieg, bestärkte die Leute noch mehr in ihrer Vermuthung, und sie hatten herzliches Mitleiden mit ihm. Es war kaum Nacht, so gieng er zu Bette, und hörte sogleich nichts mehr von dem Tanzen und Springen, das die ganze Nacht durch über seinem Kopf fortdauerte. Mit neuen Kräften wachte er den nächsten Morgen auf, und machte sich frühzeitig wieder auf den Weg. Schwermüthig und traurig war er noch immer. Umsonst suchte er sich wieder aufzuheitern. Immer dachte er an die lustige Gesellschaft zu Erlang. Wenn nur unser frommer Pfarrer noch nicht stirbt, und des Stadtschreibers liederlicher Sohn nicht Pfarrer wird! dachte er. Hierauf kam er an einem Gottesacker vorbey; Da fiel ihm Juliane ein, und was sie vom Gottesacker und vom Sterben gesagt hatte, und er ward von neuem traurig. So wanderte er den ganzen Tag in schwermüthigen Gedanken fort, und hielt sich nirgends auf. —

In Donauwörth mußte er einen Dukaten wechseln lassen. Da fiel ihm Juliane und das Papier, worein das Geld gewickelt gewesen war, wieder ein, und er kam wieder auf traurige Gedanken. Er wünschte sich oft den Tod. Nur der Gedanke an seine fromme Rosine erhielt noch in ihm das Leben. Auf der Herberge in Donauwörth

wörth kam ein Meister zu ihm, und redete ihm sehr zu, Arbeit bey ihm zu nehmen, machte ihm auch, da er sich weigerte, viele vortheilhafte Versprechungen. Aber er ließ sich durch nichts dazu bewegen, weil Donauwörth keine lutherische Stadt war. Denn er hatte, da es in seiner Gegend keine Katholiken gab, die allererschröcklichsten Vorstellungen von diesen Leuten, glaubte, daß sie kaum halbe Menschen wären, und machte sich selbst Vorwürfe drüber, daß er ein paarmal auf seinem Marsch bey dem Anblick so vieler katholischen Menschen sich des Wunsches nicht hatte erwehren können, daß doch alle diese Leute nicht ewig verdammt werden möchten! Er lief auch weit hurtiger und war immer voller Angst, daß er möchte als ein Ketzer angefallen, beraubt und todtgeschlagen werden, da er jetzt in ganz katholischen Gegenden war; Denn er glaubte, das hielten die Katholiken durchaus für keine Sünde, so wie es viele Erlenburger für keine hielten, einen katholischen Ketzer todt zu schlagen. Als er einigemal in den Wirthshäusern Katholiken antraf, die sehr dienstfertig und gefällig waren, und sehr ehrlich aussahen, da konnte er sich darüber nicht genug wundern, traute aber dennoch Keinem, und antwortete auf alle Fragen nur sehr ängstlich, kurz und abgebrochen. Mit Seelenangst legte er sich des Abends drauf in einem katholischen Wirthshaus schlafen; Denn er konnte kein lutherisches Dorf mehr erreichen. Er that fast die ganze Nacht kein Auge zu, und wenn ihn der Schlaf überwältigte, so träumte ihm von Mord und Todtschlag

schlag, und er wachte in kaltem Schweiß auf. Den nächsten Tag konnt er auch deßwegen die Reichsstadt Ulm nicht völlig erreichen; Denn die schlaflose Nacht hatte ihn viel zu sehr abgemattet. Doch hatte er die Freude, endlich wieder einmal auf einem lutherischen Dorf schlafen zu können.

Ein und Dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried in der Reichsstadt Ulm in Arbeit kommt, und wie es ihm daselbst ergeht.

Den folgenden Tag erreichte Gottfried endlich Ulm noch vor Mittag und gieng auf die Herberge. Er hörte da sogleich, da er umschauen lassen wollte, daß ein Meister schon lang auf einen Gesellen warte, und er also auf der Stelle in Arbeit treten könne. Das war ihm lieb zu vernehmen, und er zog noch denselben Tag bey seinem neuen Meister ein, einem Manne, dem ächte, altschwäbische Treue und Ehrlichkeit aus den Augen und dem ganzen Gesicht leuchtete, und der ihn mit einem ehrlichen Händedruck empfieng. Der Mann war ein Wittwer und hatte keine Kinder. Die Haushaltung führte ihm die Schwester seiner verstorbenen Frau. Es war ausser ihm noch ein andrer Geselle in der Werkstätte, der unserm Gottfried ausnehmend wohl gefiel und sogleich sein ganzes Herz an sich zog. Er hieß Fränzel, war ohngefähr von gleichem Alter mit Gottfried, leb-

te sittsam, still und eingezogen, und war dabey ein sehr geschickter Arbeiter. Sie schliefen beyde in Einer Kammer, und wenn sie zu Bette giengen, so verrichtete Fränzel allemal beynah eine Viertelstunde lang mit der eifrigsten Andacht sein Gebeth, welches unsern Gottfried ausserordentlich freute und ihm noch mehr Zutrauen gegen seinen Kammeraden einflößte; Denn auf seiner ganzen Wanderschaft hatte er noch bey keinem Nebengesellen so viel Eifer im Christenthum angetroffen. — Am nächsten Sonntag sagte er zu Fränzeln, ob er nicht mit ihm in die Kirche gehen wolle? Den Weg dahin weisen will ich Ihm wohl, mein lieber Erlenburger, sagte dieser; Aber ich muß in meine Kirche gehen. — In seine Kirche, Fränzel? fragte Gottfried ganz betroffen; Hat er denn eine eigne? — Das nicht; Aber ins Wengenkloster geh ich, zu meinen Glaubensbrüdern. — Was? Er ist katholisch? sagte Gottfried mit sichtlicher Verwirrung. — Fränzel lächelte, und sagte: Wie es scheint, so ist Er damit nicht zufrieden. Wir werden aber, hoff ich, darum doch gute Freunde bleiben.

Gottfried gieng in die Kirche, konnte aber dießmal wenig auf die Predigt merken, weil ihm die Sache mit Fränzeln unaufhörlich im Kopf herum gieng. Katholisch . . . ? dachte er; Und doch so fromm, so redlich, so ohn alle arge List? So hat man mir die Katholischen nicht beschrieben. Ich muß auf den Fränzel recht genau Acht geben; Muß auf meiner Huth seyn; Darf mit

ihm nicht mehr so offenherzig umgehn. — Fränzel merkte dieß auch bald, und nahm mit Betrübniß wahr, daß Gottfried sich äusserst zurückhaltend gegen ihn betrug. Auch der Meister merkte es in kurzer Zeit, und redete daher bey der nächsten schicklichen Gelegenheit allein mit ihm. — Gottfried, sagte er; Mich deucht, er scheut sich vor dem Fränzel, weil er katholisch ist. Da thut er aber groß Unrecht, das versichre ich ihn. Fränzel ist der beste Mensch auf Gottes Erdboden. Er arbeitet nun schon ins dritte Jahr bey mir, und ich kann ihm, das weiß Gott, nichts als lauter Gutes nachsagen. Wollte Gott, es wären alle Lutheraner so brav! Er muß von den Katholiken nicht so übel denken. Ich habe zwey Jahre lang unter ihnen in der Fremde gelebt, und da viele brave, rechtschaffne Leute angetroffen. Sie sind auch Christen, wie wir, bethen ja auch Gott und unsern Heyland an, und wollen einst mit uns in Einen Himmel. —

Diese Reden machten unsern Gottfried nachdenklich; Je mehr er auf Fränzeln Acht gab, desto mehr gutes und wahres Christenthum nahm er bey ihm wahr, und fieng nun an, seine feindseelige, gehässige Meynung von den Katholiken allmählich abzulegen. Er ward wieder offner, herzlicher und zutraulicher gegen Fränzeln, und legte nach und nach alle Zurückhaltung gegen ihn ab. Ja er erzählte ihm sogar zuletzt, um seinem bangen Herzen Luft zu machen, den Vorfall mit Julianen, und ward würklich wieder etwas muntrer, weil ihn Fränzel versicherte, er hätte sich, seiner

seiner Meynung nach, nichts vorzuwerfen; Er selbst würde, wenn er an seiner Stelle gewesen wäre, eben so gehandelt haben. —

Gottfried hatte, gleich den nächsten Sonntag nach seiner Ankunft in Ulm, nach Erlenburg an seine Eltern und an Rosinen geschrieben, und ihnen gemeldet, wo und bey welchem Meister er jetzt arbeite, und daß er es da recht gut habe. Sechs Wochen nachher erhielt er einen Brief von Rosinen und einen andern von seinem Vater, worinn dieser ihm die härtesten Vorwürfe drüber machte, daß er Nürnberg und einen Meister, bey dem ers, seinen eignen Briefen nach, so gut gehabt, verlassen habe. Das Herumziehen von einem Ort zum andern sey gar nichts nutz; Man gewöhne sich da nur das Faullenzen und ein liederliches Leben an u. s. w. Gottfrieden that es schmerzlich wehe, daß ihm solche Vorwürfe, die er so wenig verdient hatte, von seinem Vater, der sonst immer so gut von ihm dachte, gemacht wurden. Er gieng immer damit um, und wußte am Ende nichts bessres zu thun, als daß er sich hinsetzte und seinem Vater den ganzen Hergang der Sache, und die Ursache, warum er Nürnberg und den Zunftmeister Bärmann verlassen habe, schrieb. Dadurch wurde bey ihm das Andenken an Julianen wieder lebhafter; Er versank wieder in die vorige Schwermuth, aus der er sich allmählich herauszureissen angefangen hatte, und selbst Fränzel war nicht im Stand, ihn ganz zu trösten. Er ließ sich des Sonntags nicht bereden, in ein Wirthshaus auf ein Glas

Bier zu gehn, und gieng gewöhnlich allein an der Donau hinab spatzieren, wo er seinen schwermüthigen Gedanken nachhieng. Nach einigen Wochen erhielt er wieder einen Brief von seinem Vater, durch den er wieder ein wenig aufgerichtet wurde. Denn sein Vater nahm darinn alle seine, ihm gemachte Vorwürfe zurück, baths ihm ab, und lobte ihn wegen seiner, an Rosinen bewiesenen Treue. Auch Rosine schrieb ihm einen Brief und dankte ihm aufs herzlichste, daß er ihr so treulich zugethan sey, wofür sies auch in Ewigkeit zu seyn ihm angelobte.

Er war jetzt wieder muntrer, und wards einige Wochen nachher noch mehr. Er hörte nehmlich, daß auf der Herberge ein Tischlergeselle von Nürnberg angekommen sey, und gieng sogleich des Abends in der Feyerstunde dahin. Wie schlug ihm das Herz, als ihm der Geselle sagte, er habe beym Zunftmeister Bärmann in Arbeit gestanden. Was macht er? fragte Gottfried stotternd; Ich hab auch bey ihm gearbeitet. Er ist wohlauf, antwortete der Geselle. Sie sprachen nun noch mehr mit einander über den Zunftmeister. Endlich fragte der Geselle: Ist Er wohl gar der Erlenburger, der Walther heißt? Als dieß Gottfried bejahte, fuhr der Fremde hastig heraus: Ey, so hab ich ja etwas an Ihn zu bestellen. Der Zunftmeister redete gar oft von ihm, und als ich ihm beym Abschied sagte, daß ich **Ulm** zu gehe, so trug er mir ausdrücklich auf und sagte: Wenn Er etwan den Erlenburger da antrifft, so sag er ihm doch: Ich hätte mich ge-

gen ihn sehr übereilt, hab es längst bereut, und lass ihn herzlich um Verzeyhung bitten! Wenns nicht geschehen wäre, würds gewiß nicht mehr geschehen, und wenn er wieder nach Nürnberg kommen wolle, so steh ihm mein Haus offen; Er solls gewiß wieder eben so gut bey mir haben, wie ehmals. Sieht Er, sagte der Fremde, das hat mir der Zunftmeister anbefohlen, und nun hab ichs ausgerichtet. Gottfried fragte nun, wie man vermuthen kann, zuförderst nach Julianen. Sie ist wohlauf, war die Antwort des Fremden. Als ich ins Haus kam, da war sie zwar anfänglich, ich weiß nicht warum, sehr still und schwermüthig. Das verlohr sich aber nach und nach, und jetzt hat sie einen Mann, einen Buchbinder, einen recht geschickten, braven Menschen, der sein gutes Stück Brod hat. Sie essen alle Sonntag Abend im Haus beym Zunftmeister, und es scheint, sie sehen gut zusammen. — Gottfried war über diese Neuigkeiten ausser sich vor Freuden, ließ sogleich dem Fremden ein halbes Wein einschenken, und trank mit ihm auf Julianens und des Zunftmeisters Gesundheit. Sobald er heim kam, erzählte er auch voller Freuden diese Nachricht Fränzeln, der daran recht brüderlich Theil nahm, und sich aufrichtig und von Herzen mit ihm drüber freute. — Nun ward Gottfried wieder munter und vergnügt, und fieng wie von Neuem an zu leben. Er gieng alle Sonntage mit Fränzeln auf ein Glas Bier, und machte mit noch mehrern Schwaben und einigen rechtschaffnen Bürgern von Ulm Bekanntschaft.

schaft. Man hatte ihn wegen seiner guten Lebensart und stillen, sittsamen Aufführung allenthalben gern; Auch ersparte er sich ein Ansehnliches, weil er mäßig lebte, und wegen seiner Geschicklichkeit ein recht gutes Wochenlohn von seinem Meister bekam.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Gottfried kriegt eine Trauerpost von Haus.

Nach Erlenburg schrieb er fleißig, bekam auch von Zeit zu Zeit Briefe von dorther. Nun aber giengs auf Einmal langsamer. Er hatte schon ein Vierteljahr lang vergeblich auf eine Nachricht gewartet, und ward darüber nicht wenig unruhig. Endlich erhielt er folgenden Brief von seinem Vater:

Mein herzlich geliebter Sohn!

Du wirst wohl schon lang auf einen Brief von mir gewartet haben. Und doch wird Dir dieser immer noch zu bald kommen; Denn ich kann mir vorstellen, wie er in Dein Herz einschneiden wird und Deine Seele in Jammer versetzen, daß Dir bang seyn wird um Trost. Inzwischen mußt Du denken, daß es von dem lieben Gott herkommt, und was Gott thut, das ist wohlgethan. Ich muß mich auch drein geben, und es ist ein harter Schlag für mich und eine schwere Prüfung; Das weiß der liebe Gott am besten. Herzlich geliebter Sohn! Es hat dem Herrn über Leben

und Tod nach seinem gnädigen und weisen Rath gefallen, mich in den betrübten Wittwer- und Dich in den Waisenstand zu versetzen. Ich bin so betrübt, daß mir die hellen Zähren in den Augen stehen und auf dieses Blatt hinfallen. Es war eine fromme Frau, die Freude meiner Jugendjahre und der Trost in meinem Alter. Aber jetzt ist dieser Trost dahin, und ich bin ein armer verlaßner Mann. Was nun Deine treugesinnte Mutter, meine gute, so herzinniglichgeliebte Ehehälfte anbetrifft, so gefiel es dem Allmächtigen, sie allbereits vor sieben Wochen schon auf ein betrübtes, Schmerz- und Jammervolles Krankenlager hin zu werfen. Ich und Deine liebe Rosine ließen es an keiner Wart und Pflege fehlen, betheten Tag und Nacht für sie, und dachten auch unverzüglich an alle menschmögliche Hülfe. Ich fragte den geschickten Herrn Doktor von Altenstetten, der alle drey Tage zu unserm, nun auch in Gott ruhenden seeligen und lieben Herrn Pfarrer kam, um Rath. Er kam auch dreymal selber in unser Haus, und verschrieb Deiner seeligen Mutter meiner herzlich geliebten Hausfrau etliche Gläser voll Mixturen, und allerley Pulver. Er sagte aber auch, daß es gefährlich um die Patientinn stehe, und daß wir zuförderst auch an das Geistliche denken, und für ihre Seele sorgen sollten. Dieß thaten wir denn auch treulich. Der Herr Vikarius Berner, ein gar braver und geschickter lieber Herre, kam auf eigenes Verlangen unserer Seeligen zu ihr, und unterhielt sich mit ihr über ihren Seelenzustand. Sie erkannte und be-

kannte mit vielen Thränen ihre Sünden, sagte, daß sie nur bey ihrem Heyland und Seeligmacher Christo Jesu Gnade und Vergebung suche, und zu Versicherung dessen wahren Seelendurst nach dem heiligen Abendmahl habe, und wenn es Gottes Wille sey, gerne diese Zeitlichkeit mit der seeligen Ewigkeit vertausche. Der Herr Vikarius besuchte sie noch zweymal auf dieses schöne Bekenntnis, und reichte ihr sodann am Sonntag Nachmittag das heilige Abendmahl, das sie mit wahrer Glaubensfreudigkeit und zu unsrer seeligen Auferbauung genoß. Sie wollte nun von nun an nichts mehr vom Leben hören, sondern nur vom Sterben. Es ward auch zusehends schlechter mit ihr, und wir sahen nichts voraus als den Tod. Von Dir, mein herzlich geliebter Gottfried, sprach sie jeden Tag; Ja es vergienge in den letzten Tagen ihrer irrdischen Wallfahrt keine Stunde, da sie nicht Deinen Namen aussprach, Dich nur noch einmal zu sehen wünschte und dem Schutz des Allerhöchsten anbefahl. Mit tausend Thränen bat sie Gott, Dich zu seegnen, Dich auf allen Deinen Wegen zu behüten, und Dich fromm und in Seiner Kindschaft zu erhalten. Ach, wenn er nur fromm und Gott getreu bleibt! so seufzte sie viel hundertmal. Denn das ist ja das Einzige und Beste! — Und das ist es auch wahrhaftig, mein einziger, herzinnig geliebter Sohn! O merke Dir diese fromme Lehren, und betrübe Deine seelige Mutter nicht im Grab durch sündliches und gottloses Wesen, das leider! in unsern Zeiten, und leider! besonders auch in un-

serm lieben Städtchen, von Tag zu Tag mehr einreissen und überhand nehmen thut; Sey getreu bis an das Ende, so wie Deine fromme, seelige Mutter, und wie auch, gebs der liebe Gott, Dein Vater bis an sein Ende treu zu bleiben fest im Sinn hat, so wirds uns dereinst an jenem frohen Tag der Auferstehung vor dem gerechten Richterstuhle Gottes gewißlich nicht fehlen!

Deine seelige Mutter nahm, wie gesagt, zusehends ab, und endlich am Sonntag vor vierzehn Tagen, war der neunte May, ist sie, in Gegenwart und unter frommem Gebeth und Hinseegnung des Herrn Vikarius im Vertrauen auf das allein seeligmachende Verdienst unsers Herrn und Heilandes Nachmittags um halb drey Uhr sanft, und Gott gebe! seeliglich verschieden. Gott geb uns allen mit ihr eine fröhliche Auferstehung! Am Mittwoch drauf wurde sie unter ansehnlicher christlöblicher Leichenbegleitung, und von allen frommen Erlenburger Christen beweint, zur Erde bestattet, und hat ihr der Herr Vikarius eine schöne und erbauliche Leichenpredigt über den von ihr selbst erwählten Leichentext, welcher geschrieben steht in der andern Epistel an den Timotheus, im vierten Kapitel, und dessen achten Vers, gehalten.

Herzlich geliebter Sohn! Es ist ein harter Schlag, der mich betroffen hat. Gegen sieben und zwanzig Jahre so in Fried und Einigkeit mit einander leben, Freud und Leid mit einander treulich theilen, und dann Abschied von einander nehmen

men müssen, das ist wahrlich ein Hartes. Doch, was betrübst Du Dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, Ja, so will ich denn auf Gott harren, der auch mich in meinem Jammer nicht verlassen wird.

Deine Rosine, mein geliebter Sohn, ist mir jetzt ein rechter Trost in meinen alten Tagen. Sie vertrit mir Tochterstelle und ist so fromm und brav. Ich wünschte jetzt eben nichts mehr, als daß Du heimkommen und mir das Handwerk könntest führen helfen, so dürft ich mich nicht immer mit Gesellen behelfen. Aber bey dem, noch immer fortwährenden leidigen Krieg ists nicht räthlich. Die Soldaten haben erst vergangene Woche wieder verschiedne Bürgerssöhne und des Nachbar Sattlers seinen Jakob, der noch nicht seine vollen siebzehn Jahre hat, weggenommen. Lieber Gott, wie viel Blut wird der Krieg noch kosten? Der Schneider Hans ist umgekommen in der Schlacht; Und man sagt noch von etlich andern, daß sie todt seyen.

Unser frommer christlicher Herr Pfarrer ist, wie gesagt, auch gestorben, vor vier Wochen. Wir hätten alle gern den Herrn Vikarius; Aber jedermann sagt, des Herrn Stadtschreibers Johann Peter werd ankommen. Ich will ihm gerade nichts Böses nachsagen; Aber jedermann schüttelt eben den Kopf. Man sagt, er führe sich in Erlang nicht zum Besten auf. Du solltest wohl wissen, was dran ist, da Du dort auf Deiner Wanderschaft durchkamest. Es soll den Herrn Stadt-

schreiber über 400 Thaler kosten. Es ist eben gar nicht schön und christlich, sich in ein so heiliges Amt einkauffen. Doch, das geht uns gemeine Leute nichts an; Den alten Herrn bekommen wir eben nicht wieder.

Deine Rosine will Dir selber schreiben. Halte Dich ferner brav, mein geliebter Sohn! Ich empfehle Dich dem Schutz des Allerhöchsten, und verbleibe Lebenslänglich Dein getreuer, jetzt tiefgebeugter Vater

Johann Jakob Walther,
Tischlermeister.

Wie tief dieser Brief unsern Gottfried gebeugt haben wird, das kann sich jeder meiner geneigten Leser selbst besser denken, als ich es beschreiben kann. Ein Vierteljahr lang blieb er immer zu Hauß, und kam gar nicht unter die Leute. Umsonst suchten ihn sein Meister und der gute Fränzel aufzurichten und zu trösten. Er konnte eben den Gedanken an seine seelige Mutter nicht aus seinem Herzen bringen, bis die Zeit endlich nach und nach das ihrige that. Nun aber traf ihn ein neuer harter Schlag. Ohngefähr ein halbes Jahr nach Empfang dieser Trauerpost ward sein rechtschaffner Meister, auf den er so viel hielt, gefährlich krank. Er und Fränzel wachten wechselsweis acht Nächte lang an seinem Bette, und nahmen sich seiner an, als ob sie seine Söhne wären. Bey unserm Gottfried mußte natürlich das Andenken an seine seelige Mutter und an ihren Tod aufs neue wieder aufwachen, und seine alte

Schwer=

Schwermuth kehrte wieder zurück. Bald, so sagte sein Meister oft, bald, mein lieber Gottfried, werd ich nun im Himmel und bey seiner seeligen Mutter seyn. Wie wird sie sich freuen, wenn ich ihr von ihm erzähle, daß er so fromm und brav ist, und so viel an mir thut! — Da weinte Gottfried, und wünschte sich auch zu sterben. Am neunten Tage starb sein rechtschaffner Meister mit christlicher Freudigkeit, nachdem er über acht Tage lang die fürchterlichsten Schmerzen mit unglaublicher Geduld getragen hatte. Gottfried und Fränzel weinten um ihn als ihren zweyten Vater, und sein Tod that ihnen um so weher, da sich nach ein paar Tagen bey Eröffnung des Testamentes zeigte, daß er jedem von ihnen zum Beweiß seiner väterlichen Liebe Zwanzig Gulden vermacht hatte.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried nach München im Baierland kommt, und da nicht mehr so brav ist, wie bisher.

Gottfried kam nun auf den Einfall, mit seinem lieben Fränzel sich nach München zu begeben. Der geneigte Leser wird sich über diesen Entschluß, in einer ganz katholischen Stadt zu arbeiten, weniger wundern, wenn er bedenken will, daß seine lange Bekanntschaft mit Fränzel als einem Katholiken, und das durchaus rechtschaffene und redliche Wesen, das er bey diesem gefunden,

die üble Meynung, die er bisher von den Katholiken gehabt hatte, beynahe ganz aus seiner Seele verbannt hat, zumal da ihn Fränzel auf seine Ehre versicherte, daß in München und überhaupt unter seinen Glaubensgenossen noch unzähliche eben so gut und rechtschaffen wären und dächten, wie er. Fränzel war selbst ein Münchner; Er hatte den Tag nach seines Meisters Tod einen Brief vom Hoftischler in München erhalten, ob er nicht bey ihm in Arbeit treten wolle, und ihm nicht auch noch ein paar andre geschickte Gesellen zuweisen könne? Das war also jetzt eine erwünschte Gelegenheit für unsre beyden Freunde, daß sie bey einander bleiben konnten; Denn sie hätten sich äusserst ungern von einander getrennt. Zu einem Hoftischler zu kommen, war Gottfrieden auch sehr lieb, weil er da wieder viel Neues lernen konnte; Und ausserdem versicherte ihn Fränzel auch, er werde da gewiß mehr als Einen von seinen Glaubensbrüdern antreffen. Sie begaben sich also an einem hellen Wintermorgen auf den Weg, und kamen den andern Abend nach Augspurg, wo sie sich, weil Fränzel dort Anverwandte hatte, ein paar Tage aufhielten, und die Stadt besahen, die Gottfrieden, da er noch keine so schöne Stadt gesehen hatte, ausnehmend wohl gefiel. Dann setzten sie ihren Marsch wieder fort, und kamen nach zween Tagen in München an. Gottfried mußte die zween ersten Tage bey Fränzels Eltern logieren, welches rechtschaffene und herzlich gute Leute waren, ob sie gleich weit abergläubiger und eifrigere Katholiken waren, als

ihr

ihr Sohn. Aber diesem zu gefallen begegneten sie doch Gottfrieden sehr liebreich und gefällig. Dieser war von der Schönheit und Größe der Stadt ganz bezaubert, und konnte sich am Schloß, an den vielen andern herrlichen Gebäuden und den prächtigen Kirchen nicht satt sehen. Nach zween Tagen trat er mit Fränzeln beym Hoftischler in die Arbeit. Dieser war ein ansehnlicher Mann, der mehr einen Herrn als einen Handwerksmann vorstellte, und sich auf seinen Hoftischlersdienst nicht wenig einbildete. Er hatte ein rauhes, gebietherisches, zurückschröckendes Wesen, das anfangs unserm Gottfried nicht einleuchten wollte; Aber nach und nach gewöhnte er sich dran und sah, daß es eben von seinem Meister nicht so bös gemeynt sey. Der Hoftischler merkte auch bald, daß Gottfried vorzüglich geschickt sey, und ward deßwegen ganz herablassend und gütig gegen ihn. Es arbeiteten noch acht andre Gesellen in der Werkstätte. Zween davon waren Lutheraner, und mit diesen und Fränzeln gieng Gottfried am meisten um, ob sie gleich nicht besonders nach seinem Herzen waren. Aber in der Fremde verbindet gleiches Vaterland und gleicher Glaube oft sehr ungleiche Gemüther mit einander. Gottfried galt in kurzer Zeit bey seinem Meister alles. Fast alle seine künstliche Arbeiten wurden ihm übergeben. Da bekam er denn, wenn er seine Arbeit in die Häuser der Vornehmen trug, sehr ansehnliche Geschenke, und stund sich so gut, daß er sich verschiedne neue, beynah prächtige Kleidungsstücke anschaffen konnte. Das gieng ohngefähr ein halbes Jahr so fort;

Gottfried gewöhnte sich eine vornehmere Lebensart an, gieng fleissig zum Wein, und entfernte sich so unvermerkt immer mehr von der Einfalt der Sitten, die er von Erlenburg mitgebracht hatte. Er ward auch ziemlich übermüthig und begegnete oft seinen Nebengesellen mit einem stolzen und beleidigenden Wesen. Der ehrliche Fränzel hielt es ihm ein paarmal offenherzig, aber sanft und liebreich vor. Allein, anstatt daß Gottfried ihm dafür hätte danken sollen, nahm ers ihm übel, und wich dem nähern Umgang mit ihm so viel als möglich aus. Der brave Fränzel schwieg, und bedaurte die Verblendung seines Kammeraden in der Stille. — Unterdessen, da sich Gottfried in der Gunst seines Meisters immer fester setzte, und dadurch auch immer aufgeblasner wurde, so erwachte bey seinen Nebengesellen Neid und Mißgunst gegen ihn, und sie wurden ihm von Tag zu Tag aufsätziger. Er mußte anfangs allerley versteckte Sticheleyen anhören, die, da er darauf nicht zu merken schien, immer deutlicher, auffallender und derber wurden. Es wurden viele schändliche Geschichten von den Lutheranern erzählt, und der Name Ketzer und ketzerischer Hund ward oft gehört. Besonders war ein Oestreicher, Namens Baumann, äusserst erbittert über ihn. Dieser Mensch hatte ein Aug auf die zwote Tochter des Hoftischlers, und sahs also äusserst ungern, daß der Erlenburger so viel im Hause galt. Bald erzählte er, der Teufel hab einen Lutherischen Geistlichen zu Augspurg von der Kanzel geholt, da er eben gegen den heiligen Vater etwas

habe vorbringen wollen; Bald sagte er, in Wien stehen schon tausend Wagen mit Pater Nosters in Bereitschaft, um sie in die Lutherischen Länder zu führen, und alle Lutheraner zu Katholiken zu machen, und was solcher boshaften Einfälle und Spöttereyen mehr waren. Die andern Gesellen schlugen dann gewöhnlich ein unsinniges, lautes Gelächter auf, und wiesen mit den Fingern heimlich auf Gottfried, aber doch so, daß ers merken konnte. Natürlich mußte ihm das allerley unangenehme und verdrüßliche Gedanken machen, die er aber doch wieder aus dem Sinn zu schlagen suchte, weil er sich bey dem Hoftischler so ausserordentlich gut stand. Er beklagte sich in der Stille ein paarmal darüber gegen Fränzeln. Dieser sagte ihm aber mit aller Offenherzigkeit: Er bedaur ihn zwar aufrichtig; Aber er sey doch auch gewissermaassen selber Schuld daran, indem er seinen Mitgesellen so gar stolz und übermüthig begegne. Diese Erinnerung hörte Gottfried ungern, er zog sich noch mehr von seinem rechtschaffnen Freund ab und nahm sich vor, über alle Spöttereyen der Gesellen zu lachen.

Inzwischen wurden die Sticheleyen immer merklicher und gröber. Gottfried härmte sich darüber heimlich ab, so sehr ers zu verbergen suchte; Und nun bekam er auch noch einen Brief von seinem Vater, der ihm sehr zu Herzen gieng. Ich will ein paar Stellen aus diesem Brief anführen. So hieß es z. Ex. gleich von Anfang: „Wir haben Dir seit einem Vierteljahre zweymal geschrieben, Deine Rosine und ich; und Du hast

uns

uns keine Zeile dagegen zukommen lassen. Was treibst Du, Gottfried? Hast Du Deinen treugesinnten Vater und Deine Rosine Dir gar aus dem Sinn geschlagen? Bist Du herrisch und hochmüthig worden, weil Du bey einem Hoftischler in Arbeit bist? Schämst Du Dich Deiner Angehörigen, weil sie schlecht und rechte, und gemeine Leute sind? O mein Sohn, ich muß allerley Gedanken haben; Und wenn wir Dir Unrecht thun, so bist Du selber Schuld daran.

Weiter unten im Brief hieß es: „Ich muß nur mein Herz ausschütten und alles gerad heraus sagen. Es gefällt mir gar nicht und keinem Menschen in Erlenburg, daß Du dich in einer ganz katholischen Stadt aufhalten thust. Wie siehts da um Dein Christenthum aus, Gottfried? Kannst in keine Predigt gehen; Das heilige Abendmahl kannst nicht genießen. Sag uns nun einmal, wie Du Deinen Sonntag hinbringst? Deine Bibel hast Du zwar Gottlob! bey Dir. Aber hast Du auch das Herz, fleißig drinn zu lesen? Du must immer fürchten, daß man sie Dir wegnimmt. Vielleicht thust Du auch, verzeyh mirs Gott! Dich schämen, drinn zu lesen, und lebst wie ein Heide. O mein noch immer herzlich geliebter Sohn! Man muß endlich auf solche betrübte Gedanken kommen, weil Du Deine Angehörige so ganz vergissest u. s. w.„ Gottfried legte diesen Brief, dem auch ein ähnlicher von Rosinen angeschlossen war, unter Vergiessung vieler Thränen weg. Sein eignes Herz machte ihm eben so bittre Vorwürfe, als die Briefe.

Denn

Denn es war nur allzuwahr; Sein Christenthum war völlig lauligt geworden. Er hatte sich dem Staat und der Eitelkeit ergeben; Und wo das ist, da siehts gewöhnlich schlecht um das Christenthum aus.

Ans Kirchengehen und das Abendmahl war in München ohnedieß nicht zu gedenken. Aber auch seine Bibel war schon wenigstens seit einem Vierteljahr nicht aus seinem Felleisen herausgekommen. Sein ganzes Christenthum bestund noch darinn, daß er alle Morgen und Abend ein auswendig gelerntes Gebeth herplapperte, ohne viel dabey zu denken, weil es ihm ganz zur Gewohnheit geworden war. — Er brach also jetzt selbst in Thränen aus, rang die Hände, klagte sich selbst wegen seiner bisherigen Saumseeligkeit an, bath Gott um Vergebung, und that das Gelübde, seinem Meister die Arbeit aufzusagen, München zu verlassen, und sich wieder in lutherische Länder zu begeben. Sein Meister war ganz verwundert, als er seinen Entschluß vernahm, und wollt ihn schlechterdings nicht von sich lassen; Endlich ward er heftig aufgebracht, da er sah, daß alle Vorstellungen nichts über ihn vermochten, und machte ihm die bittersten Vorwürfe wegen Uebermuths und Undankbarkeit.

Gottfried mußte noch vier Wochen in Arbeit bleiben, weil er selber aufgesagt hatte. Während dieser Zeit hatte er noch viel auszustehen. Der Hoftischler warf immer mit falschen Ketzern, lutherischen Hunden und dergl. um sich. Die Gesellen, welche sahen, daß ihm der Meister jetzt

auch abgeneigt geworden war, erlaubten sich nun alles, was ihn kränken konnte, und machten ihm das Leben recht zur Hölle. Er trug diese Mißhandlungen in der Stille, weil ihm sein Gewissen sagte, daß er sie sich gröstentheils durch sein übermüthiges Betragen selber zugezogen habe. Fränzel, der seinen Kummer sah, trug brüderliches Mitleiden mit ihm. Gottfried, der jetzt kaum das Herz hatte, ihm recht ins Gesicht zu sehen, faßte endlich, da er sein Mitleiden sah, frischen Muth, fiel ihm um den Hals, bath ihn um Vergebung, und weinte. Nun war Fränzel in den noch übrigen drey Wochen, die ihm länger als ein Jahr vorkamen, sein einziger Trost, und endlich schied er, unter vielen Thränen, von diesem treuen, redlichen, bewährten Freund, nahm seinen Wanderstab, und gieng auf Regenspurg zu.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried auf der Donau nach Wien fährt, und da in Arbeit kommt.

Daß Gottfried unzufrieden mit sich selbst war, und sich auf dem Wege tausend Vorwürfe wegen seines bisher geführten, leichtsinnigen Lebenswandels machte, das wird der geneigte Leser wohl von selbst und ohne mein Erinnern denken. Tausendmal gelobte er Gott an, Ihm künftig redlich zu dienen, und sich nicht mehr so leichtsinnig von Ihm zu entfernen. Er kam endlich in

Regenspurg an, wo er gewiß Arbeit zu finden hoffte; Aber er erfuhr auf der Herberge zu seinem Leidwesen, wenn er nur einen Tag früher gekommen wäre, so hätt er sogleich in Arbeit treten können. Jetzt gebs keine. Doch versicherte ihn der Herbergsvater: Wenn er noch acht Tage zusehe, so werd er gewiß Arbeit bekommen. Das geschah aber nicht, und war ein bloßes Vorgeben von dem Wirth, der ein gewinnsüchtiger Mann war, und weil er Geld bey Gottfrieden merkte, ihn nur länger bey sich zu behalten, und von ihm zu profitiren suchte. Da die acht Tage herum waren, und sich keine Arbeit zeigte, so war Gottfried übel dran. Er hatte sich zwar ein hübsches Stück Geld in München verdient, aber auch viel für Wäsche, Kleider und dergl. ausgegeben, so daß er jetzt nur noch zwölf Thaler an baarem Gelde hatte. Nach Franken und ins Vogtland konnt er nicht wohl gehen, weil der Krieg sich allmählich da weiter heraus zu ziehen schien. Nach der Schweitz wär er freylich gern gegangen; Aber so weit fürchtete er, möchte sein Geld nicht reichen. Nun war noch ein andrer lutherischer Tischlergeselle, aus dem Braunschweigischen, auf der Herberge feyernd; Dieser entschloß sich auf der Donau nach Wien zu fahren, und redete ihm zu, Kompagnie zu machen. Gottfried hatte anfangs allerley dagegen einzuwenden, hauptsächlich wegen der Religion, weil Wien ganz katholisch sey. Die Lutheraner hatten nehmlich damals noch keine eigene Kirche zu Wien, wie sie heut zu Tage durch die Huld des guten

Kaysers Joseph haben. Der Braunschweiger sagte ihm aber, daran dürf er sich gar nicht kehren, weil man ja alle Sonntage in der lutherischen Kapelle des schwedischen oder dänischen Gesandten eine Predigt hören könne. Durch diese Vorstellung, und weil er sich nicht anders mehr zu helfen wußte, entschloß sich Gottfried endlich, die Fahrt nach Wien auch mit anzutreten. Nach zween Tagen gieng ein Schiff ab, und Gottfried setzte sich mit dem Braunschweiger darauf.

Die Donau war mittelmäßig hoch, und die Fahrt gieng glücklich. Als man sich aber nach und nach dem Strudel näherte, da entfiel Gottfrieden und fast allen seinen andern Reisegefährten der Muth. Er hatte auf Herbergen von den Handwerkspurschen so viel schröckliche und schauderhafte Erzählungen von der lebensgefährlichen Durchfahrt durch den Strudel gehört, daß ihm die Haare zu Berge stunden, wenn er nur dran dachte, und der augenscheinlichen Todesgefahr entgegen zu eilen glaubte. Er stellte sich alle seine begangene Sünden lebhaft vor, bath Gott mit Thränen um Verzeihung, und empfahl Ihm seine Seele. Das Schiff kam aber ohne die mindeste Gefahr durch diesen fälschlich als gefahrvoll ausgeschrieenen Ort, und war schon etlich hundert Schritte weiter geschwommen, als Gottfried und alle Reisende noch vor Todesangst zitterten und bebten.

Drey Tage nach dieser Herzensangst kam er glücklich in Wien an, gieng mit dem Braun-

schwei-

schweiger auf die Herberge, und kam mit diesem den folgenden Tag bey Einem Meister in Arbeit. Es arbeiteten noch drey Gesellen in der Werkstätte, wovon noch einer ein Lutheraner war. Sein neuer Meister war ein guter, aber ziemlich einfältiger Mann, der sich ganz von seiner Frau, einem listigen, verschlagenen, und dabey sehr verbuhlten Weib regieren ließ. Da sie merkte, daß Gottfried sehr geschickt war, so betrug sie sich gegen ihn äusserst liebreich und gefällig. Am meisten aber galt bey ihr einer von den katholischen Gesellen, mit dem sie, wie aus Allem abzunehmen war, nur allzugenau bekannt war, und der sich deswegen auch viel vor deu andern Gesellen herausnahm.

Gottfried gieng sogleich am nächsten Sonnabend zu dem dänischen Gesandtschaftsprediger, und meldete ihm, er möchte den Sonntag drauf das heilige Abendmahl genießen, der ihn denn auch annahm. Er gieng also den Tag darauf in die Kapelle, hörte da eine Predigt an, die für ihn, da er schon lang keinem Gottesdienst beygewohnt hatte, ausserordentlich herzrührend war. Darauf genoß er das heilige Abendmahl mit einer Innbrunst und Andacht, wie er sie seit seinem Konfirmationstage nie mehr empfunden hatte. Alle die Thorheiten, die er in München begangen, fielen ihm wieder ein; Er bereute sie, bath sie Gott demüthig ab, und weinte. Jetzt ward ihm wieder leichter ums Herz. Er söhnte sich wieder mit seinem Heyland aus, und gelobte Ihm aufs neue Beständigkeit und Gehorsam an.

Er war jetzt wieder wie neu geschaffen, führte ein stilles, ordentliches und christliches Leben, schrieb auch an dem nächsten Sonntag an Rosinen und an seinen Vater nach Erlenburg, und gestand ihm aufrichtig seine bisherigen Fehler, bath ihn um Verzeihung und versprach ihm gänzliche Besserung. Er las jetzt des Sonntags auf seiner Kammer wieder fleißig in der Bibel, versäumte nie eine Predigt, und gieng oft am Sonntag Nachmittags zu dem Gesandtschaftsprediger, seinem Beichtvater, ins Haus, der ihn gern bey sich sah, und wegen seiner Rechtschaffenheit recht viel auf ihn zu halten schien.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfrieds Vater noch in seinen alten Tagen ein Weib nimmt.

Nach einiger Zeit kam ein Brief von seinem Vater, worinn ihm dieser seine Zufriedenheit mit seiner jetzigen Aufführung bezeugte, und ihm zugleich die unerwartete Neuigkeit schrieb, er habe sich mit Gott entschlossen, zum zweytenmal in den heiligen Ehestand zu treten, und die Wittwe Lorenz Steinmanns, eines vermöglichen Lichterziehers zu ehelichen. Es war auch zugleich ein Brief von der Wittwe mit eingeschlossen, der sehr liebreich lautete, und in welchem drey Dukaten zu einem Geschenke für ihn lagen. Gottfried wußte nicht, ob er sich über diese Nachricht freuen oder betrüben sollte? Denn er hatte von der Steinmanninn

immer

immer gehört, sie sey sehr feindseelig, bissig und zänkisch, und liebe den Staat und die Kleiderpracht über alles.

Es war ihm also für Rosinen bang, sie möchte viel bey seiner neuen Stiefmutter ausstehen müssen. Rosine meldete ihm zwar, die Steinmanninn sey sehr liebreich und gefällig gegen sie, und hab ihr beym ersten Einkehr ein ansehnliches Geschenk sowohl an Kleidungsstücken, als an Geld gemacht, und sie ihrer Freundschaft und Liebe versichert. Aber Gottfried konnte sich doch nicht ganz von aller Besorgnis losmachen. Er hatte auch würklich Ursache genug, solche zu haben; Denn die Wittwe Steinmann war noch weit schlimmer, als das Gerücht von ihr sagte. Sie war der Neid und die Mißgunst selber, und hatte ihren vorigen Mann blos durch Murren, Zanken und täglichen Verdruß unter den Boden gebracht. Auf Kleider wendete sie sehr viel, war im höchsten Grad eitel, und verachtete jedermann, wer ihrer Meynung nach von geringerm Stande war als sie. Dabey aber hatte sie ein frisches, und ganz jugendliches, einnehmendes Gesicht, konnte sich bey Jedermann durch ihre geläufige Zunge einschmeicheln, und sich so verstellen, daß selbst der, der das Schlimmste von ihr gehört hatte, dran zu zweifeln anfieng, wenn er sie nun selber sah und sprechen hörte; Denn sie sprach wie ein Gebethbuch, und Christenthum und Frömmigkeit waren ihr die geläufigsten Wörter.

Hierdurch wurde dann auch der ehrliche Meister Walther gefangen. Einer seiner besten

Freunde, ein Anverwandter von der Steinmanninn, hatte ihm schon lang angelegen, ob er sich nicht zu einer zwoten Heyrath entschliessen und seine Baase nehmen wolle? Sie hab' eine besondre Zuneigung zu ihm, sagte er, sey ein Weib in ihren besten Jahren, besitz ein beträchtliches Vermögen, und habe sich schon verlauten lassen, daß sie dieses ihm und seinem Sohn vermachen wolle. — Meister Walther sagte seinem Freunde, er sey gar nicht gesonnen, wieder zu heyrathen; Er werd allmählich alt und wolle also lieber die Haushaltung mit Rosinen so lang führen, bis sein Gottfried aus der Fremde wieder zurückkomme; Dann woll er ihm die Kundschaft übergeben, und bey seinem Sohn und seiner Schwiegertochter in die Kost gehen. Ausserdem, setzte er hinzu, wüßt er eben gar nicht, ob die Steinmanninn ein Weib für ihn wäre? Er wolle nicht voreilig und lieblos richten; Aber ihr Lob sey eben im Städtchen nicht das beste, und sein hinlängliches Auskommen hab er doch Gottlob! auch ohne ihr Geld.

Was das erste anbetreffe, erwiederte Walthers Freund wieder, so heisse das so viel als gar nichts; Denn wenn er heyrathe und sein Gottfried komme wieder heim, so könn er ihm ja doch die Kundschaft abtreten, und sich desto eher zur Ruhe geben, weil er dann genug zu leben und nicht nöthig habe, bey seinen Kindern in die Kost zu gehn, da die Steinmanninn ein eignes schönes Haus habe. Was aber den zweyten Punkt anbelange, so wiss er freylich wohl, daß

seine

seine Baase nicht im besten Rufe stehe; Aber er, Walther, wisse ja doch wohl, wie schlimm die Leute seyen, und daß man den bravsten Menschen immer am ersten Uebels nachrede. Seine Baase sey gewiß so schlimm nicht, wie man sie ausschreye; Er stehe gut für sie. Doch, Meister Walther dürfe ja nur selbst die Probe machen, und einmal mit ihr reden. Das koste ja nichts, und wenn sie ihm nicht gefalle, so sey er sein eigner Herr nach wie vor ꝛc. ꝛc. Walther wäre gern noch ausgewichen; Aber sein Freund ließ ihm keine Ruhe, und er sagte endlich, daß er sie einmal an einem dritten Orte, nur so wie von ohngefähr, sehn und sprechen wolle.— Gleich den nächsten Feyertag lud ihn sein Freund zu sich in sein Haus ein, und kaum war er eine halbe Stunde da, so kam auch die Steinmanninn, und war geputzt wie eine Puppe.

Sie war äusserst redselig und gesprächig, plauderte von hundert tausend Dingen, und besonders von ihrem seeligen Mann, wie er ihr so lieb gewesen, wie so friedlich sie mit ihm gelebt, wie viel sie in seiner letzten Krankheit mit ihm ausgestanden habe, wie sie ihn aber heut mit Freuden wieder aus der Erde graben würde. Nun vergoß sie eine Menge Thränen, und wandte sich an den schon ganz in sie vergafften Meister Walther, dem auch Thränen in den Augen stunden, und sagte zu ihm, er wiss am besten, was der Wittwenstand für ein betrübter Stand sey, und lobte nun seine seelige Marie so, daß der ehrliche Mann in lautes Schluchzen ausbrach. Der

Stein

Steinmanninn Vetter tischte nun Wein auf, und sprach den beyden Betrübten zu, sie sollten nicht von lauter so traurigen Dingen reden, und sich durch ein Glas Wein wieder aufzuheitern suchen! Das geschah denn auch; Die Zunge der Wittwe ward immer geläufiger und Walther immer mehr für sie eingenommen. Er setzte jetzt gar keinen Zweifel mehr in ihre Reden, hielt sie für das beste, christlichste und — holdseeligste Weib, und ward gewaltig bös auf die Verläumder und Verläumderinnen, über die sie sich einigemal im Vorbeygehen bitter beklagte. Der ehrliche, leichtgläubige Walther hielt sie jetzt nicht nur für eine gute Frau, ward nicht nur für sie eingenommen, sondern förmlich in sie verliebt, wozu der Wein, mit dem sein Freund tapfer zusprach, auch das seinige beytrug. Kaum merkte die schlaue Wittwe, was in Walthers altem Herzen vorgieng, so sah sie ihn alle Augenblicke mit äusserst freundlichen, ja wohl gar verbuhlten Blicken an, und entzündete dadurch sein Herz noch mehr. Gern hätt er jetzt schon eine nähere Erklärung gehört, und wünschte nur, sein Freund möchte davon zu reden anfangen! Aber dieser begnügte sich damit, Walthern für heut so weit gebracht zu haben, und hatte heimlich grosse Freude drüber.

Walther gieng nun, mit Leib und Seel von der Wittwe eingenommen, heim, und erzählte Rosinen mit grossen Freuden, daß er sie diesen Abend gesehen und gesprochen, und sie ganz anders gefunden habe, als wie man gewöhnlich sie ausschreye; Dabey gab er auch gar nicht undeutlich

deutlich seinen Entschluß, sie zu heyrathen, zu erkennen. Rosine konnte zwar wohl nicht glauben, daß sie so gut sey, als Walther sie vorstellte; Denn sie hatte schon zu viel Proben von ihrer schlimmen Gemüthsart gehört, und konnte es daher auf keine Weise gut finden, daß er sie heyrathen wollte; Aber sie war zu furchtsam, etwas dagegen zu sagen, und glaubte, gegen ihre Pflicht zu handeln, wenn sies thäte. Also schwieg sie lieber.

Der ehrliche Meister Walther brachte die Nacht mehr mit Gedanken an das, was den Abend durch vorgefallen war, und mit Heyrathsanschlägen, als mit Schlafen zu, und kleidete sich den andern Morgen frühzeitig an, um zu seinem Freund zu gehen, und mit ihm drüber zu reden. Dieser gab ihm lächelnd einen guten Morgen, und fragte ihn, was ihm Gutes von der Steinmanninn geträumt habe, und ob er sie jetzt noch für ein so schlimmes Weib halte wie bisher? — O bewahre Gott! sagte Walther. Ich sehe wohl, man darf auf das Geschwätz der Leute gar nicht mehr gehen. Er brach nun in Lobpreisungen der Wittwe aus, und fragte seinen Freund halb ängstlich, wie sie von ihm denke, und ob er wohl hoffen dürfe, sie zur Frau zu bekommen? Dieser zuckte anfangs ein wenig die Achseln, als ob er Bedenklichkeiten hätte; Er konnte sich aber doch nicht lang verstellen, denn er war zu freudig, und sagte ihm, die Steinmanninn wünsch, je eher je lieber alles in Richtigkeit gebracht zu wissen. Walther war darüber voller

Freuden, und bath seinen Freund, gleich auf den Abend in seinem Haus eine Zusammenkunft, in der die Sache ausgemacht werden sollte, zu veranstalten. Das geschah auch; Die Wittwe kam mit ein paar Verwandten von ihrer Seite, und Walther brachte zween von der seinigen mit; Und so ward das Verlöbnis unter der für Meister Walther sehr vortheilhaften Bedingung vollzogen, daß sie ihm, im Fall, daß sie vor ihm sterben sollte, die Hälfte ihres ansehnlichen Vermögens vermachen, oder im Fall, daß sie ihn überleben würde, seinem Sohn ein Drittheil von dem Ihrigen hinterlassen wolle. Die Hochzeit ward sogleich nach drey Wochen vollzogen. Walther war verliebter, und wie das bey den Alten fast immer der Fall ist, noch kindischer und läppischer, als die meisten jungen Verliebten sind. Er ward fast in ganz Erlenburg zum Gelächter. Auch sein neues Weib that ganz kindisch und närrisch verliebt in ihn. Er that alles, was sie haben wollte, und vergab so Ein- für allemal sein Recht, das ihm als Mann zukam. Sie war damit ausnehmend wohl zufrieden, und that auch alles, was sie ihm nur an den Augen ansehen konnte; Und so schien es, daß es schwerlich eine glücklichere Ehe geben werde, als die ihrige. Rosine, die von ihrer neuen Schwiegermutter immer so viel Schlimmes gehört hatte, und jetzt nichts als Liebe und Gefälligkeit an ihr bemerkte, und auch für sich selbst nichts als die freundlichste Begegnung von ihr erfuhr, ward ganz irre, was sie glauben sollte, setzte endlich in das allgemeine Gerücht ein

ein gänzliches Mißtrauen, und schrieb ihrem Gottfried wieder, ganz im Jubelton der Freude, wie so ausserordentlich gut sie es bey seiner neuen Mutter habe. Gottfried, der, wie der geneigte Leser oben gehört hat, für Rosinen dieser neuen Heyrath wegen sehr besorgt gewesen, und fast schwermüthig worden war, wurde nun auf Einmal nach Empfange dieses Briefes wieder munter, und gieng gleich denselben Tag mit seinen Nebengesellen auf die Herberge zu einem Schmaus.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried sich dem leidigen Spielen ergiebt, und was weiter für Unheil draus entspringt.

Bisher war Gottfried seit seinem Aufenthalt in **Wien** noch nie auf die Herberge gegangen, ausser wenn die Auflage oder sonst ein andrer Handwerksbrauch es unumgänglich nöthig machte. Seine Nebengesellen, und besonders der Braunschweiger, der ein Erzsausewind und lustiger Bruder war, hatten ihm umsonst schon mehr als zwanzigmal zugesetzt, er soll doch auch eine Freude mitmachen, und nicht immer wie ein Kautz zu Hause sitzen! Er blieb aber bey seinem eingezognen, stillen Wesen, ersparte sich ein gutes Stück Geld, mußte aber auch dafür allerley Sticheleyen und Spöttereyen über sich ergehen lassen. Desto mehr wunderten sie sich jetzt, da er sich von freyen Stücken anboth, auch mit zu dem Schmaus zu gehen.

Ein

Ein Altgeselle mußte gerade etwas am Besten geben, und man trank tüchtig drauf los. Auch Gottfried ließ sichs treflich schmecken, und trank vor Freuden über die von Haus erhaltnen guten Nachrichten einen kleinen Rausch. Man sang lustige Lieder, und endlich fieng man an zu spielen. Auch Gottfried ließ sich überreden, mit zu machen, ob ers gleich erst lernen mußte. Er war ungewöhnlich glücklich, und gewann über vier Gulden. Endlich gieng man erst nach Mitternacht heim. Als Gottfried den andern Morgen aufwachte, und über die den vorigen Tag begangne Ausschweifung nachdachte, war er äusserst unzufrieden mit sich selber, machte sich die bittersten Vorwürfe, und beschloß, künftig mehr auf seiner Huth zu seyn, und sich nicht wieder so zum Trunk und Spiel mit hinreissen zu lassen. Am nächsten Sonntag mußt er wieder auf die Herberge, weil die Gesellen eine Auflage hatten. So bald diese vorbey war, wollt er wieder heimgehen. Aber er konnte sich, trotz alles Widerstrebens, nicht losmachen. Seine Spielkammeraden sagten ihm: Du hast uns letzthin das Geld abgewonnen, und must uns jetzt Revanche geben, oder wir erklären Dich für einen schlechten Kerl. Wenn er nun nicht Händel haben wollte, so mußt er nachgeben und mitspielen. Das Glück war ihm heute wieder günstig; Er gewann abermals über zween Gulden, und mußte beym Auseinandergehn sogleich versprechen, morgen als am blauen Montag sich bey Zeiten wieder beym Spieltisch nzufinden. Er verspielte dießmal einige Kreu-

zer,

tzer, und mußte also schon am folgenden Sonntag abermals zum Spiel kommen, weil er immer noch einen beträchtlichen Gewinnst in der Tasche behielt. So ward er, ehe er sichs selber versah, ins Spielen mit verwickelt; Zwar wachte ihm das Gewissen noch oft auf, und machte ihm Vorwürfe. Er erstickte aber diese sogleich wieder durch allerley zusammengesuchte Ausflüchte. Was kann ich dafür? sagte er sich selbst; Die Gesellen zwingen mich ja dazu. Sobald ich das Gewonnene wieder verliere, will ichs aufgeben, u. s. w. Es war ihm aber mit dem letztern Versprechen selbst kein grosser Ernst; Denn er hatte schon das Spielen selbst so lieb gewonnen, daß es ihn äusserst schwer angekommen wäre, sich davon loszureissen. Tag und Nacht dacht er nun an Karten und Würfel, träumte von immer noch grössern Gewinnsten, die er künftig machen würde, und konnte kaum den Sonntag und Montag erwarten, um da wieder Karten in die Hand zu kriegen. So ward er in kurzer Zeit ein völliger Sklave von der unseeligen, verderblichen Liebe zum Spiel. Sie verdrang alle andre gute Vorstellungen aus seinem Herzen. Er sah nur Karten vor sich, hörte nur Geld klingeln, er mocht an der Hobelbank stehn, oder in der Kirche sitzen. Das Bibellesen ward ganz aufgegeben; Denn sobald am Sonntage zu Mittag gegessen war, so giengs in das Wirthshaus. Zum Gesandtschaftsprediger kam er auch nicht mehr, und nach Erlenburg schrieb er in einem ganzen Vierteljahr nicht Einmal, und half sich, wenn ihm allenfalls

falls sein Herz Vorwürfe drüber machte, mit der Entschuldigung hinaus: Ich bekomme ja von Erlenburg auch keine Briefe. So brauchte er jetzt das, was ihm sonst tausendfache Unruhe gemacht hätte, zur Beschönigung seines Leichtsinns. —

Bisher hatt er immer noch so ziemlich glücklich gespielt, und ward dadurch immer verwegner, ließ sich auch nebenher das Trinken recht wohl schmecken. Nun spielte er aber ein paarmal so unglücklich, daß er etliche Gulden sitzen ließ. Anstatt daß er jetzt hätte sollen zum Nachdenken kommen und vom Spiel ablassen, ward er noch erpichter drauf, und dachte immer: Heute muß ich doch einmal mich meines Schadens wieder erholen. Aber er hoffte umsonst, und spielte von einer Zeit zur andern immer unglücklicher, so daß er in kurzer Zeit kein Geld mehr hatte, und ein gutes Kleid verkaufen mußte, um nur das Spielen fortsetzen zu können.

Während dessen merkte der Gesandtschaftsprediger, daß Gottfried, der ihn sonst fleissig besucht hatte, gar nicht mehr zu ihm käme. Das kam ihm verdächtig vor. Er erkundigte sich also unter der Hand bey andern Handwerkspurschen nach seiner Aufführung, und hörte da, daß er sich ganz dem Spiel und dem liederlichen Leben ergeben hätte. Das that ihm um seinetwillen leid, und als er Gottfrieden den nächsten Sonntag drauf in der Predigt sah, die dieser doch aus Gewohnheit noch immer besuchte, so ließ er ihn nach geendigtem Gottesdienst zu sich rufen, und fragte

ihn mit dem liebreichsten Ton, warum er ihn denn gar nicht mehr besuche? Gottfried ward sogleich bey dieser Frage feuerroth, und versuchte, einige elende, nichts sagende Ausflüchte und Entschuldigungen herzustottern. Wehmüthig redete ihn drauf der Prediger an, sagte ihm, daß er von seinen Verirrungen gehört habe, stellte ihm die Gefahr vor, in die er sich dadurch nothwendig stürzen müßte, und bath ihn mit väterlicher Warnung, jetzt, da es noch Zeit sey, zurück zu kehren. Ehe der rechtschaffne Prediger noch recht anfieng, ihm ans Herz und ins Gewissen zu reden, schossen Gottfrieden schon die Thränen in die Augen, er fieng an zu schluchzen, ergrief die Hand des Predigers, und bath ihn wehmüthig, ihm doch dießmal zu vergeben! Er sehe seinen grossen Fehler ein; Er habe sich aufs gröblichste an Gott versündiget; Aber er gelobe heilig, ganz vom Spiel und seinem wüsten Leben abzustehen, wenn ihm nur dießmal vergeben werde. Der Prediger ward durch seine Thränen und seine so aufrichtige Reue so gerührt, daß ihm auch eine Thräne ins Aug schoß, und er ihn versicherte, er hab ihm schon verziehen, wenn er nur künftig recht auf seiner Huth seyn wolle.

Da Gottfried heim kam, so eilte er sogleich auf seine Kammer, warf sich auf seine Knie nieder, bath Gott nochmals um Vergebung, zerfloß fast in Thränen, und gelobte Ihm aufrichtig völlige Besserung. Er machte auch gleich denselben Sonntag den Anfang damit, daß er den ganzen Nachmittag und Abend zu Haus blieb,

und

und sich durch kein, noch so dringendes Zureden seiner Nebengesellen bereden ließ, mit ihnen ins Wirthshaus zu gehen.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried ins Rumorhaus zu Wien kommt, und dann auf Leben und Tod gefangen sitzt.

Zween Tage drauf gieng der Geselle, der so viel bey der Meisterinn gegolten hatte, aus der Arbeit, weil man ihm von Haus geschrieben hatte, er soll heim kommen. Er wollte seinen Nebengesellen noch einige Kannen Wein auf der Herberge am besten geben, und lud also unsern Gottfried auch dazu ein. Dieser wollte sich zwar anfangs ernstlich davon los machen; Es gieng aber nicht wohl an, weil der Linzer gewiß Händel mit ihm angefangen haben würde. Er gieng also mit auf die Herberge, und dachte, dieses einzigemal würd es doch so viel nicht zu bedeuten haben. Man trank, sang, ward lustig, und schlug endlich ein Spiel vor. Gottfried weigerte sich bey einer Viertelstunde lang, mitzuspielen; Allein der Wein, den er getrunken hatte, das Zudringen der Gesellen, sein allzunachgiebiges Gemüth, machte endlich, daß er nachgab und mit spielte. Er war unglücklich und verlohr stark. Das machte ihn mürrisch und ungeduldig; Er trank tüchtig, und ward dadurch noch verdrüßlicher. Endlich sah er, daß einer von

den

den Gesellen ihn betrog. Hastig fuhr er auf und rief: Das heißt nicht ehrlich! Eben hast Du eine Karte unter den Tisch fallen lassen. Der andre Geselle, der sehr auffahrend und hitzig war, sprang auf und schimpfte Gottfrieden. Die andern Gesellen, die auch brav getrunken hatten, mischten sich mit in den Streit; Man schmiß den Tisch um, löschte die Lichter aus, brach Stuhlfüsse ab, gieng mit diesen auf einander los, und nun gabs eine allgemeine Schlägerey. Gottfried schlug tapfer zu, ward aber endlich selbst zu Boden geschlagen, und die andern traten auf ihm herum. Er wachte aus einer Art von Ohnmacht auf, als er Licht in der Stube sah, und die Wache vor sich erblickte, die ihm befahl, aufzustehen, und mit ins Rumorhaus zu wandern. Der Geselle, den er einer Betrügerey beschuldigt hatte, lag neben ihm in seinem Blute schwimmend, und ward für todt aufgehoben. Die andern Gesellen hatten sich alle aus dem Staub gemacht.

Gottfried ward nun von der Wache ins Rumorhaus geführt, und in ein dunkles Loch gesperrt. Beym Weggehen sagte einer von der Wache: Nun, Pürschchen, Du wirst auch in Deinem Leben wenig Hobelspäne mehr machen. Seine Baare, sagte ein andrer, hätte man ihn doch noch selber machen lassen sollen. Nun ward die Thüre rasselnd hinter ihm zugeschlossen, und er war allein. Nach und nach wachte er jetzt von seiner Betäubung wieder auf, und fieng an über sich selbst nachzudenken. Todesnacht und

Abgründe voller Schrecken lagen vor ihm. Der fürchterliche, angstvolle Zustand seiner Seele läßt sich eher denken, als beschreiben. Bald bethete, bald weinte er, bald dacht er an seinen Vater und Rosinen; Bald rang er mit der Verzweiflung. — Was er im Rausch und in dem Getümmel gethan, ob er den Tischlergesellen ermordet hatte, von alle dem wußte er nichts. Man konnt ihm alles zur Last legen, ohne daß er im Stande war, es zu läugnen. Kurz, sein Zustand war der fürchterlichste, unbeschreiblichste. — Nach einigen, so unter Seelenangst hingebrachten Stunden sah ers nach und nach vor einem, ganz in der Höhe stehenden, vergitterten kleinen Fenster etwas helle werden, und schloß daraus, das der Tag anbreche. Endlich schien ein wenig düstres Licht in sein Gefängnis. Da sah er erst das schröckliche Loch, in dem er war, bebte vor Schröcken zurück, und zagte. Er hatte bisher schon immer heftige Schmerzen auf dem Hintertheil seines Kopfs empfunden, und wenn er hin fühlte, so spürte er etwas feuchtes. Jetzt, da es etwas helle wurde, sah er, daß seine Hand voll Blut war. Es stand noch eine gute Stunde an, da hörte er ein starkes Rasseln mit Schlüsseln vor seiner Thüre. Man schloß auf, und befahl ihm, in den Verhör zu kommen. Er richtete sich auf, und konnte vor Mattigkeit kaum stehen. Die Wache brachte ihn an den Ort, wo man Verhör hält. Sein Aussehen war jämmerlich und kläglich. Todesblässe hatte sein Gesicht überzogen, und Striemen von Blut erhöhten diese

Blässe noch mehr. Einzelne, kalte Thränen brachen aus dem matten, erstorbnen Aug hervor, und er zitterte am ganzen Leib. Die Gerichtspersonen fuhren ihn hart an, und verhörten ihn summarisch: Wie er heisse? wo er her, wie alt er sey, und warum man ihn hieher gebracht habe? Auf das Letzte antwortete er: Er wiss es eigentlich selbst nicht; Er sey auf seiner Herberge gewesen, habe da gespielt, drauf hab es Streit gegeben; Man habe die Lichter ausgelöscht, er hab ein paar Schläge über den Kopf bekommen, sey sinnlos und betäubt zu Boden gesunken, und als er wieder zu sich selbst gekommen sey, hab ihn die Wache weggeführt! Er bitte nur um Gnad und Barmherzigkeit; Denn er sey ja doch unschuldig. Drauf fragte man ihn: Ob er nicht auch um sich geschlagen habe? Ja, sagte er, er hab einen Stuhlfuß gehabt. Also Mörder! sagte einer. Man fragte noch: Ob er dem Steyermärker — Dieß war der Verwundete — keinen Schlag versetzt habe? Das wiss er nicht, gab er zur Antwort; Es sey Nacht gewesen, und man habe nichts von einander unterscheiden können. — Genug! sagte einer von den Verhörenden. Er ist ein verstockter Ketzer. Wir wollen das Geständnis schon herausbringen. — Drauf mußt ihm ein Feldscheerer ein Pflaster auf seine Wunde legen. Man legte ihm Fesseln an, und brachte ihn in ein andres, noch fester verwahrtes Gefängnis, nachdem man vorher seine Kleider durchsucht, und ihm alles, womit er sich selbst hätte Schaden zufügen können, genommen hatte. Den Zustand,

in dem sich der arme Gottfried hier befand, kann sich der geneigte Leser besser vorstellen, als ichs beschreiben kann. Bittre Reue über sein verfloßnes Leben, quälende Gewissensbisse, Furcht vor der Todesstrafe, qualvolles Andenken an seine guten Leute in Erlenburg durchfolterten wechselsweise sein zerrißnes Herz. Oft rang er fast mit der Verzweiflung.

Der Kerkermeister brachte ihm das elendeste Essen, und sagte ihm, er möchte nur bekennen und sich zum Tode bereiten; Denn der Steyermärker lieg in den letzten Zügen. Gottfried sank auf diese Nachricht in Ohnmacht, und rang die Hände, als er wieder draus erwachte, daß er nicht drinn gestorben war. Nach zween Tagen ward er wieder zum Verhör geholt, und gefragt, ob er noch nicht eingestehen wolle, daß er dem Steyermärker den tödtlichen Schlag versetzt habe? Er blieb bey seiner vorigen Aussage, und er konnte auch keine andre thun. Man drohte ihm mit der Folter. Er müss alles willig dulden, sagte er; Aber mehr, als er eingestanden habe, könn er nicht bekennen. Man ließ es dießmal bey dem blossen Schröcken bewenden, und führte ihn wieder in seinen Kerker zurück; Denn man fürchtete, er möchte, wegen seiner Kopfwunde, die ziemlich tief war, unter der Folter sterben.

Er versah sich nun eines gewissen Todes, bereitete sich darauf so gut vor, als er in seinen traurigen Umständen konnte, und fand im Vertrauen auf Gott und der Zuflucht zu seinem Erlöser

löser manchen Trost. Aber doch entstanden dann in seinem Herzen wieder tausend bange Kämpfe. Wenn er an seinen alten Vater und an seine arme, fromme Rosine und an den trauervollen Zustand dachte, in den die schröckliche Nachricht von seinem Schicksal und Tod sie nothwendig versetzen würde, so vergieng er fast vor Jammer und rang beynah mit der Verzweiflung. Auch das verursachte ihm tausendfache Qual, daß er ohne Zuspruch eines lutherischen Predigers, und ohne das heilige Abendmahl vorher zu empfangen, in den Tod gehen sollte. Er dachte zwar wohl ein paarmal, ob man ihm nicht erlauben würde, daß der Dänische Gesandtschaftsprediger ihn besuchen dürfte? Er fieng aber bald wieder an, die Hofnung, daß man ihm diese Gnade zugestehen würde, aufzugeben. Mit solchen bangen Vorstellungen war er eben den Tag nach seinem zweyten Verhör beschäftigt, als er die Schlüssel an der Thüre rasseln hörte. Er fuhr zusammen; Denn er dachte, daß man ihn abholen würde, um ihm vielleicht das Todesurtheil anzukündigen. Die Thüre ward eröfnet, und er erschrack noch meht, da ein Kapuziner mit dem Kerkermeister hereintrat. Er stand zitternd von seinem Strohlager auf, um die Ankündigung des Todesurtheils zu hören. — Nicht wahr, Ihr seyd ein Ketzer? redete ihn der Kapuziner mit einem rauhen Ton an. — Hochwürdiger Herr, ich bin ein ehrlicher Lutheraner, antwortete Gottfried bebend. — Nun, das meyn ich eben, versetzte der Pater. 's ist ja einerley, Lutheraner und Ketzer. Aber hört, ich

will Euch etwas sagen; Mit diesen Worten setzte sich der Kapuziner auf eine halbverfaulte Bank an der Wand. Ihr wißt, was Ihr verbrochen habt. Der Steyermärker wirds über die Nacht nicht mehr treiben; Ich komm eben von ihm her; Und dann heißts mit Euch: Kopf ab! Und das wär halter doch schad. Würdet meiner Seel! mich dauren; Seyd noch so ein blutjunger Mensch. Hört! Ich will Euch etwas sagen! Wärs Euch lieb, wenn Ihr mit dem Leben könntet davon kommen. He? — Ach freylich, Hochwürdiger Herr, versetzte Gottfried hastig. Sollte das mir nicht lieb seyn? Aber, wie ist das möglich? — Da laßt mich für sorgen! sagte der Pater. Wenn Ihr nur wollt, und Ihr wäret ja ein Narr, wenn Ihr nicht wolltet, so solls bald geschehen. — O Hochwürdiger Herr! sagen Sie mir an, was muß ich thun? — Da ists weiter nichts, als um eine Kleinigkeit zu thun, sagte der Pater, und lächelte mit halb zugedrückten Augen; Ihr dürft nur Euren Glauben abschwören. — Wie? Den Glauben abschwören? rief Gottfried, und seine Lippen bebten. Und das wäre nur eine Kleinigkeit? — Und was denn weiter, närrischer Kerl? Da bringst Du Deinen Kopf aus der Schlinge, und für Deine Freyheit steh ich Dir auch. Ist etwa das eine Kleinigkeit? — Gegen meinen Glauben wohl, versetzte Gottfried. Ach Hochwürdiger Herr! Mein Leben ist mir lieb, das weiß Gott! und ein solcher Tod ist bitter; Aber — hier schossen ihm Thränen in die Augen — Ich will lieber sterben,

ben, als Gott und meinem Glauben untreu werden. Wahrlich, lieber sterben. — Kerl, Du bist ein Narr! sagte der Kapuziner, und stand unwillig auf. Du musts noch für ein Glück halten, wenn wir Dich dem Schoos der Kirche einverleiben. Doch, ich hoffe, Du wirst Dich schon noch bedenken und klüger werden. Morgen um diese Stunde komm ich wieder zu Dir. — Gottfried versank nach seinem Weggehn in ein tiefes Nachdenken. Die Liebe zum Leben wachte wieder stärker in ihm auf als jemals. Er dachte eine Stunde lang voll Ungewißheit hin und her, was er thun, ob er durch einen solchen Schritt sein Leben retten soll, oder nicht? Oft wollt er sich schon zur Abschwörung seines Glaubens entschliessen; Dann aber dacht er wieder: Aber, das wäre doch schändlich! Nein, rief er endlich laut aus; Ich will in dem Glauben sterben, in dem ich gebohren bin. Was nützt michs, wenn ich auch noch fünfzig Jahre lebe, und mein Gewissen macht mir ewig fort Vorwürfe? u. s. w. Es ward ihm leichter ums Herz, als er diesen Entschluß gefaßt hatte. Er fühlte neuen Muth und neue Kraft in seiner Seele. Die Nacht drauf träumte ihm, er stünde vor dem Richterstuhl Gottes, und Christus lobte ihn, und sein Vater, seine Mutter und Rosine kämen auf ihn zu, und dankten ihm, daß er so standhaft bey seinem Glauben geblieben sey.

Den andern Tag erwartete er ruhig und mit entschlossnem Muthe die Zurückkunft des Paters. Dieser kam wieder zur gesetzten Stunde mit noch

einem andern Pater, der weit liebreicher und menschenfreundlicher aussah als der erste, und Pater Anselm hieß; Der Eine hieß Pater Columban. — Nun, wie stehts? hub dieser mit einer rauhen Stimme an. Wollt Ihr Euer Leben retten und in den Schoos unsrer heiligen Mutter, der allein seeligmachenden Kirche aufgenommen werden? Hochwürdiger Herr, fieng Gottfried an. Ich habe mich bedacht, und kann Ihren Glauben nicht annehmen, wenn es auch mein Leben kostet. — Was, Kerl? rief P. Columban ganz erbittert; Ihr thut unsern Glauben lästern, Ihr verfluchter Ketzer? — Halten Sie mirs zu gut! Ich lästre Ihren Glauben nicht, versetzte Gottfried mit Freymuth und edelm Anstand; Ich halt aber den für wahr, auf den ich getauft, in dem ich erzogen bin, der mich bisher getröstet hat, und — ich hoff es von dem lieben Gott — mich noch in meiner letzten, bittern Todesstunde trösten und aufrichten wird. Pater Columban ward auf diese Erklärung bös, und fieng an zu schimpfen. Aber dem frommen Pater Anselm stunden Thränen in den Augen, so daß er sich wegwenden und sie abwischen mußte. Drauf redete er unsern Gottfried leutselig und liebreich an, und stellte ihm vor, wie glücklich er werden, und nicht nur sein Leben, sondern auch seine Seele retten könne. Er bath ihn mit Eindringlichkeit, in einem wehmüthigen und treuherzigen Ton, sich doch ja wohl zu bedenken und nicht eigensinnig und blind gegen sein eignes Glück zu seyn. Gottfried wurde dadurch so be-

wegt, daß er weinend ausrief: Ach, Ihr Hochwürden, es ist, das weiß Gott, kein Eigensinn; Aber mein Gewissen läßts nicht zu; Ich kann nicht. — Nun, in Gottes Namen, sagte Pater Anselm; Zum Glauben kann man Niemand zwingen; Ich habe meine Pflicht gethan, und Eure Seele retten wollen; Und wenn Ihr auch noch zur Erleuchtung kommt, so schickt zu uns! Lebt indessen wohl! Gott schenk Euch seine Gnade! Gottfried gieng ehrfurchtsvoll und zitternd auf den frommen Mann zu, und drückte und küßte ihm die Hand. Pater Columban wollt ihn noch einmal hart anfahren; Aber P. Anselm nahm ihn freundlich bey der Hand, und sagte: Lieber Bruder, das hilft nichts. Wir haben jetzt das Unsrige gethan. Mit diesen Worten verließ er mit dem andern Pater das Gefängnis.

Gottfried konnte jetzt erst seinem gepreßten Herzen Luft machen. Er sah mit weinenden Augen zum Himmel, und seegnete den guten, frommen Pater. — Noch zween Tage brachte er jetzt wieder in der ängstlichsten Ungewißheit wegen seines Schicksals, und zwischen Todesangst, und manchmal schwach auflodernder Hofnung zum Leben schwebend hin, als am dritten Morgen der Kerkerknecht in sein Gefängnis kam, und ihn losschloß, um ihn wieder zum Verhör zu holen. Endlich gehts doch einmal aus, sagte der Kerl, und ich werde Deiner los. Gottfried fuhr bey diesen Worten so zusammen, daß die Ketten klirrten; Denn er dacht an seinen letzten Todesgang.

Zitternd trat er vor Gericht. Man befragte ihn wieder, wie die beyden erstenmale. Er blieb bey seiner Aussage. Man fragte ihn, ob ers eydlich erhärten könne? Tausendmal statt Einmal! sagte er entschlossen. Morgen, hieß es, könn er also wieder kommen und einen Eyd ablegen, und sogleich führte man ihn wieder ins Gefängnis, schloß ihn aber nicht mehr an. Um Gottes willen, sagte er zu dem Beschließer; Sag Er mir doch, was man mit mir vorhat! — Narr, was wird man mit Dir vorhaben! sagte dieser. Der Steyermärker kommt wieder davon, und der Herbergsvater hat eydlich beschworen, der Braunschweiger, der zum Teufel ist, hab ihm den Streich beygebracht, und nicht Du. Du bist auch ein rechter Esel, daß Du nicht gleich 'raus gesagt hast, wie es ist. Morgen schwörst halter einen Eyd, und kommst auf etlich Wochen in die Karre, und ich habe meine Müh mit Dir umsonst gehabt. Er gieng mit einem kräftigen Fluch ab. Gottfried wußte nicht wie ihm war. Er sank vor Freuden fast in Ohnmacht. Nach der ersten Betäubung schoß ihm ein Strom von Thränen in die Augen. Dann sank er auf seine Knie und dankte Gott aufs brünstigste für seine gnädige Errettung. Es war ihm, als ob er träumte, und noch konnt er es nicht völlig glauben.

Den Morgen drauf holte man ihn wieder zum Verhör. Er fand seinen Herbergsvater auch da. Nach den gewöhnlichen Vorbereitungen, die beym Eydschwören üblich sind, nahm man ihm das eydliche

liche Bekenntnis ab, daß er mit seinem Wissen dem Steyermärker keinen Streich versetzt, und überhaupt keine mörderische Absicht gehabt habe. Drauf las man ihm vor, weil der Steyermärker wieder ausser Gefahr sey, und sein Wirth einen Eyd geschworen, daß der Braunschweiger ihn verwundet, und er selbst sich auch durch einen Eyd gereinigt habe, so soll ihm alle härtere Strafe erlassen, und er blos zu einer Geldbusse von zehen Thalern, oder wenn er diese nicht erlegen könne, zu vierwochentlicher Schanzarbeit verurtheilt werden. Er dankte, mehr mit Thränen als mit Worten, für die gnädige Strafe. Drauf fragte man ihn, ob er die Geldstrafe erlegen, oder einen Bürgen stellen könne? Er sah verlegen vor sich auf den Boden hin. Endlich sagte er: Vielleicht gäbe mein Meister das Geld für mich. Wenn er nur etwas drum wüßte! Hastig sagte der Wirth: Ich will zu ihm gehen; Er bezahlts gewiß. Gottfried bath ihn, das zu thun. Hurtig lief der Wirth zu Gottfrieds Meister; Denn er hatte noch eine kleine Schuld an ihn zu fordern, und hoffte auch, er werde künftig wieder viel bey ihm verzehren. Das war überhaupt der ganze Grund von seiner Dienstfertigkeit, und auch, daß er auf den Braunschweiger einen Eyd geschworen hatte. Gottfried wurde unterdessen nochmals ins Gefängnis zurückgebracht.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried zwar wieder frey, aber dafür von seiner Meisterinn hart angefochten wird.

Er lag jetzt eben da auf seinen Knien, und dankte Gott abermals für seine glückliche Befreyung, als man die Thür aufschloß, und der Kerkerknecht mit einem Gerichtsdiener herein trat. Freundlicher als vorher, sagte der erste: Gottfried, Ihr seyd frey. Eure Meisterinn hat schon das Geld geschickt. Wenn Ihr wollt, so könnt Ihr Euch erst in meiner Stube den Bart wegputzen lassen. Ihr seht meiner Six! aus, wie ein Jude. Gottfried gieng mit dem freundlichen Kerkerknecht, den ein Trinkgeld von der Meisterinn so schnell verändert hatte, auf seine Stube, ließ sich da barbieren, und gieng drauf, noch wie ein Träumender, in seines Meisters Haus.

Die Frau Meisterinn stand schon unter der Hausthüre, und wartete auf ihn mit der grösten Begierde. Ihr Mann war nicht daheim. Sie bezeugte die gröste Freude drüber, ihn wieder zu sehen, aber auch ihr Mitleiden, daß er vom Kummer so abgezehrt und blaß aussah. Sie erquickte ihn sogleich mit Speiß und Trank; Der Wein schmeckte ihm jetzt ungewöhnlich wohl, weil er die Zeit über keinen Tropfen gekostet, und dagegen nichts als Todesangst und Schröcken ausgestanden hatte. Er trank mehr als sonst, und fieng nun

nun an, von seinem ausgestandnen Jammer zu erzählen, brach auch in Danks= und Lobeserhebungen gegen seine Meisterinn aus, daß sie seiner sich so treulich angenommen, das Geld für ihn vorgeschossen, und ihn dadurch von der Karrenstrafe losgekauft habe. Sie sagte, das sey eine Kleinigkeit, davon soll er gar nicht reden, sie schenk ihm die zehen Thaler, und woll überhaupt auf alle Weise für ihn sorgen. Hiebey sah sie ihn mit einem Blick an, der mehr Buhlerlust verrieth, als blosse Freundschaft, den aber unser Gottfried nicht bemerkte. Drauf kam der Mann heim, bezeugte auch seine Freude über Gottfrieds glückliche Befreyung, und so saß man noch ein paar Stunden zusammen, und aß und trank nach Genüge. Drauf legte sich Gottfried, der der Ruhe, und des bisher beynahe ganz entbehrten Schlafs so benöthigt war, zu Bette, und schlief das erstemal wieder nach so vielen ausgestandnen Leiden ruhig und bis zehn Uhr an dem nächsten Morgen, das ein Sonntag war. Er stund nun auf, dankte laut und auf den Knien Gott, der ihn so sonderbar errettet hatte, und gelobte Ihm mit Thränen an, Ihm künftig ganz allein zu dienen, und alle weitere Gelegenheiten zu Ausschweifungen aufs sorgfältigste zu meiden. Gegen seine Meisterinn, die ihm über die Maassen freundlich begegnete, war er ganz von Dankbarkeit durchdrungen.

Am Mittag drauf schrieb er an seinen Vater und seine fromme Rosine, und erzählte ihnen kürzlich die Gefahr, in der er die Zeit über ge=

geschwebt hatte. Eine Menge Thränen fiel ihm beym Schreiben aufs Papier, und jetzt fiel ihms erst recht schwer aufs Herz, daß er schon so lang keinen Brief von Erlenburg erhalten hatte. Am Nachmittag gieng er zu seinem rechtschaffnen Beichtvater, dem Gesandtschaftsprediger. Dieser, der von seiner Gefangennehmung gehört hatte und seinetwegen sehr besorgt gewesen war, bezeugte die herzlichste Freude über Gottfrieds glückliche Errettung, ermangelte aber auch dabey nicht, ihm die eindringlichsten, väterlichsten Vorstellungen wegen seiner bisherigen Verirrungen zu thun, und ihn zu warnen, künftig recht auf seiner Huth zu seyn. Er lobte die Standhaftigkeit, mit der er seinem Glauben treu geblieben war, setzte aber auch hinzu, er sähe es für gut an, wenn er Wien, als einen für ihn so gefährlichen Ort, je eher je lieber verliesse. Gottfried stellte ihm mit nassen Augen vor, er würde dieses herzlich gerne thun, aber ob es nicht schändliche Undankbarkeit gegen seinen Meister und besonders gegen seine Meisterinn, die so viel für ihn gethan hätte, seyn würde, wenn er jetzt aus ihrer Arbeit gienge, zumal da sein Meister nur zween Gesellen und so viel Arbeit habe, und die Gesellen jetzt wegen des Kriegs so rar seyen? Wenn dieses ist, sagte der Prediger, so bleib Er immer! Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Aber, ich sags noch einmal, sey Er auf seiner Huth!

Gottfried arbeitete jetzt wieder Tag und Nacht mit neuer Kraft und neuer Munterkeit. Er ward ein wahrer, tugendsamer Christ, bethete

fleißig

fleißig und andächtig, und las fleißig in der Bibel. Gottes Wort und die Predigt waren jetzt sein einziger Trost. Er bezahlte dem Herbergsvater seine kleine Schuld, und gieng an Sonn- und Feyertagen nie mehr in das Wirthshaus, sondern blos, wenns schönes Wetter war, in die Au und den Prater spatzieren, und brachte seine übrige Zeit immer zu Haus mit Zeichnen, Lesen, oder Schreiben zu. Seine Meisterinn lobte ihn deswegen sehr, doch sagte sie ihm einigemal, warum er denn gar nicht unter die Leute gehe? Ja, sie both ihm sogar Geld an, um sich etwas zu gute thun zu können. Ueberhaupt überhäufte sie ihn mit Gunstbezeugungen und Wohlthaten. Wenn er am Sonntag allein in seiner Kammer war, so kam sie zu ihm, wartete ihm mit Kaffee, zuweilen auch mit Wein auf, und war mit ihrer Aufwartung so freygebig und zudringlich, daß die Sache ihm zur Last, und endlich gar verdächtig wurde. Warum thut sie das? so dacht er einmal, da er allein auf seiner Kammer saß. Was für Absichten mag sie dabey haben? Will sie vielleicht einen solchen Lebenswandel mit mir führen, wie mit dem vorigen Gesellen? Sie thut gegen mich so freundlich, daß ich nicht weiß, wie ich ihr begegnen und ausweichen soll? Wenn das Ding so fortgeht, muß ich wahrlich fort; Denn es könnte noch für mich gefährlich werden. . . . Aber, sie hat schon so viel für mich gethan. Das kann sie mir vorwerfen, wenn ich gehen wollte; Und wohin? . . . Nein, ich muß bleiben! Sie hat wohl nichts so Böses im Sinn. Indem

dem er so dachte, kam sie zu ihm auf die Kammer, setzte sich zutraulich zu ihm hin, nahm ihn endlich bey der Hand, drückte sie mit der ihrigen, und ließ allerley verdächtige, zweydeutige und eben nicht gar keusche Reden fallen; Zuletzt schlang sie sogar ihren Arm um ihn. Frau Meisterinn! rief er aus, und sprang hastig auf. — Ho, ho! heut komm ich ungelegen, wie ich merke, sagte sie, stand auf, und gieng, wie es ihm vorkam, erzürnt aus der Kammer. — Ganz betäubt stand er da. Ich habe sie erzürnt, dachte er; Nun werd ichs entgelten müssen. Was fang ich jetzt an? Soll ich sie um Verzeyhung bitten? — Er setzte sich auf einen Stuhl, stützte die Hand auf den Tisch, und saß lange so, nachdenklich, da. Endlich schloß er sein Felleisen auf, langte seine Bibel heraus, schlug sie auf, und sah starr auf sie hin. Josephs in Aegypten so lehrreiche und rührende Geschichte lag aufgeschlagen vor ihm. Er las, und als er auf die Stelle kam, wie Potiphars Frau den Joseph verführen will, und er so schön und gottesfürchtig ausruft: Wie sollt ich ein so grosses Uebel thun und wider Gott sündigen? da sprang er auf. — Gott, wie sollt ich ein so grosses Uebel thun! rief er aus. Ich muß es wie Joseph machen, und fliehen.

In wenig Augenblicken war der Entschluß bey ihm fest gefaßt, dieses für ihn so gefährliche Haus, und auch Wien zu verlassen. Aber wo sollte er Geld hernehmen, das ihm jetzt so nöthig war? Er hatte zwar etliche Gulden baares Geld;

Er wollte aber seiner Meisterinn die, für ihn ausgelegten zehen Thaler heimgeben, ob sie gleich schon ausdrücklich gesagt hatte, daß sies ihm schenken wolle. Und dann brauchte er ja auch Zehrgeld, weil er im Sinn hatte, wieder ins Reich, oder gar in die Schweitz zu gehen. Dieser Umstand machte ihm ein paar trübe, traurige Stunden. Endlich fiel ihm ein, er wolle sein neues Kleid und eine Taschenuhr verkaufen, die er sich in Wien angeschafft hatte. Daraus hoffte er wenigstens vierzig Gulden zu lösen, und damit alles bestreiten zu können. Sobald er dieses bey sich selbst beschlossen hatte, ward ihm wieder leichter ums Herz, und er war jetzt vollkommen mit sich selbst zufrieden.

Die Meisterinn machte denselben Abend, als er zum Essen kam, ein ziemlich verdrüßliches Gesicht, und schnurrte ihn ein paarmal hart an. Doch machte er sich wenig draus.

Den Morgen drauf sagte er seinem Meister, er wolle sein Glück weiter in der Welt suchen, und kündete ihm die Arbeit auf. Der Meister stutzte sehr darüber, fragte ihn, warum es ihm in seinem Haus nicht mehr gefalle? Ob ihm jemand was zu leid gethan habe? und bath ihn dringend, seinen Entschluß zu ändern, und zu bleiben! Beynahe hätte Gottfried gewankt und wäre wieder geblieben. Aber Joseph in Aegypten fiel ihm wieder ein, und er blieb darauf, er wolle wandern.

Beym Mittagsessen sah er im Gesicht der Meisterinn schon deutlich genug, daß sie von sei-

nem Vorhaben, ihr Haus zu verlassen, Nachricht habe. Sie sah nicht nur grämlich und stürmisch aus, sondern ließ auch deutlich genug merken, wem es gelte, indem sie mit Gottfrieden kein Wort sprach, ihm statt des Fleisches Knochen vorsetzte, und von Ketzern und lutherischen Hunden sprach. Den Abend drauf, da ihr Mann und der Geselle ausgegangen, und Gottfried ganz allein zu Haus war, redete sie ihn freundlicher als er hoffen konnte, an, und fragte, ob es wahr sey, daß er wandern wolle, und warum? Er sagte: Ja, er wolle weiter, und zwar woll er wieder heim, weil er jetzt lang genug in der Fremde gewesen sey. Sie wendete nun alle mögliche Freundlichkeit und die ausgesuchtesten Ueberredungskünste an, um ihn wieder auf andre Gedanken zu bringen. Als sie aber sah, daß alle Vorstellungen vergeblich seyen, da verwandelte sich auf Einmal ihre sträfliche Zuneigung zu ihm, die sie bisher nur zu viel verrathen hatte, in glühende Wuth und tödtlichen Haß. Es fehlte nicht viel, daß sie ihn nicht mit den Nägeln angefallen und ihm das Gesicht zerkratzt hätte. Sie schimpfte ihn, nannt ihn einen ketzerischen Hund, warf ihm teuflischen Undank vor, und sagte ihm, er könn ihr nun die zehen Thaler wieder bezahlen. Das will ich auch thun, sagte er, und gieng sogleich zu einem Uhrmacher, verkaufte seine Uhr, und bezahlte ihr das Geld.

Die vier Wochen, die er noch bey seinem Meister bleiben mußte, wurden ihm nun länger als ein Jahr. Beym Essen hörte er immer nichts,

als

als die boshaftesten Anspielungen und die bittersten Sticheleyen bald auf seinen Glauben, bald auf seine Gefangenschaft, und daß er hätte sollen in die Karre kommen. Der Meister war ein einfältiger Schuft und schwieg. Doch sagte er ihm ein paarmal, da er allein mit ihm war: Es thu ihm leid! Er soll doch Geduld haben! Auch gab er ihm ein paarmal einen Siebenzehner, damit er sich für das, was er von seiner Frau ausstehen mußte, etwas zu gut thun möchte. Gottfried trug die Vorwürfe des erboßten Weibes mit Geduld, und wich ihr aus, so gut er konnte. Des Abends in der Feyerstunde, und an Sonn- und Feyertagen gieng er immer aus, um ihren groben Reden zu entgehen. Er gieng zwar in die Herberge; Aber er saß ganze Abende bey einem Krug Bier, und verzehrte beynah gar nichts, rührte auch nicht Einmal wieder eine Karte an.

Sein gröster Kummer war, daß kein Brief von Erlenburg kam. Er wartete von einem Posttage zum andern vergeblich, stellte sich bald dieses, bald jenes Unglück vor, das seinen Vater oder seine Rosine könnte betroffen haben. Einigemal kam er auch auf den Verdacht, seine Meisterinn möchte wohl einen Brief unterschlagen haben. Doch gab er diesen Argwohn wieder auf, da der Briefträger, der ihm gewöhnlich seine Briefe brachte, ihn versicherte, er habe lange schon keinen Brief an ihn im Hause abgegeben.

Je näher nun die Zeit heran rückte, da er aus der Arbeit gehen sollte, desto ärger quälte ihn

seine Meisterinn, und gieng endlich gar so weit, daß sie Anschläge auf sein Leben machte. Da er an dem letzten Sonntage vor seinem Abschied zur Auflage in die Herberge gegangen war, und dießmal, weils etwas zu verzehren gab, erst des Abends um Neun Uhr heimgieng, und er noch drey Strassen weit von seines Meisters Haus war, da fiel ihn ein vermummter Mensch an, zog ein langes Messer aus der Tasche, und hätt ihm ohnstreitig einen Stich damit versetzt, wenn nicht eben die Patrouille um eine Ecke herumgekommen, und der vermummte Kerl entflohen wäre. So viel er in der Dunkelheit hatte merken können, so war dieser Kerl sein Nebengeselle, der kurz vor ihm das Wirthshaus verlassen, und der eine Zeither oft mit der Meisterinn heimlich geredet hatte. Da er voll Angst und Zittern heimkam, so war auch der andre Geselle noch nicht zu Haus, und kam erst nach einer Viertelstunde heim; Er hörte ihn noch leise in der Hausthüre mit der Meisterinn reden, und den andern Tag ward der Geselle roth, so oft ihm Gottfried ins Gesicht sah, und schlug die Augen ganz erschrocken nieder. Gottfried zweifelte nun gar nicht mehr, daß das eine angestellte Sache sey, und wartete nur auf Gelegenheit, mit seinem Meister allein zu reden und ihm alles zu entdecken, damit er sogleich aus diesem gefährlichen Hause käme. Er redete auch noch denselben Morgen mit ihm. Der Meister erschrack, seufzte über sein gottloses Weib, und bath Gottfrieden, nur noch bis Morgen früh zu bleiben, damit die Sache nicht zu viel Aufsehen machte.

Das ließ sich denn Gottfried auch gefallen. — Allein es hätt ihn das noch theuer zu stehen kommen können. Wenn er nehmlich sonst des Abends auf seine Kammer gieng, so trank er gewöhnlich noch vor Schlafengehen einen Trunk Wassers, das er in einem Topf in der Küche holte. Diesen Abend stand der Topf schon gefüllt da. Weil er eben jetzt nicht durstig war, so that er nur einen ganz kleinen Schluck. Es kam ihm aber vor, als ob das Wasser dießmal einen ganz besondern Geschmack habe. Er sah es an, und da sah es etwas schwärzlich aus, als ob ein wenig Dinte drein geschüttet wäre. Er goß also das Wasser aus, und holte sich ein andres in der Küche. Drauf legte er sich zu Bette. Kaum lag er eine halbe Stunde, so mußt er sich heftig erbrechen. Da kam ihn ein Grauen an. Auf Einmal fiel ihm ein, er hätte wohl vergiftetes Wasser getrunken. Es grimmte ihn noch eine Zeitlang im Leibe; Aber endlich ließ es nach. Doch that er die ganze Nacht kein Auge zu, dankte Gott, daß Er ihn so wunderbar erhalten habe, und nahm gleich den andern Morgen von seinem Meister Abschied, der ihm noch vier Siebenzehner in die Hand drückte, und ihn nur zu schweigen bat. Die Meisterinn ließ sich nicht sehen, als er Abschied nahm. Kaum war er etliche Schritte von dem Hause weg, und wollte auf die Herberge zugehen, als ihm der Briefträger begegnete, und ihm einen Brief von Erlenburg brachte. Er eilte nun in die Herberge. Aber wie erschrack er, als er da

folgenden Brief von seiner Rosine erbrach, und las!

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Enthält einen Brief von der frommen Rosine, worinn nicht viel Tröstliches für Gottfrieden steht.

Mein Herzinniglich geliebter Gottfried!

Hiemit will ich Ihm berichten, daß ich, Gott sey Lob und Dank! Seinen Brief richtig erhalten, und daraus ersehen, daß Er noch lebt und wohl auf ist, wofür ich dem lieben Gott hier in meinem Kämmerlein auf meinen Knien danke. Es war wohl ein grosser Jammer, und lag wie ein Centnerstein auf meinem Herzen, was ich bisher ausgestanden und gelitten, daß ich glaubte, mein Herz müßte zerspringen vor Qual.

Mein Herzinniglich geliebter Gottfried! Ach es ist mir recht grosse Angst eingejagt worden, und das Seinetwegen, und ich habe schon mein schwarzes Mieder anziehen wollen und in Trauerkleidern gehen. Denk Er! Da ist ein Schreinersgesell hier angekommen, ein Braunschweiger; Der hat Jedermann erzählt, er komme von Wien her, und Er liege da in Ketten und Banden, und sey Ihm, verzeyh mirs Gott! wohl schon der Kopf abgeschlagen worden. Ach, da wollt ich vergehen vor Jammer, fand keinen Trost mehr auf der ganzen weiten Welt, und bin schwermüthig worden

worden und krank, und gieng mit bösen Gedanken um, und wollte mir was Leides anthun, wofür mich der gute Geist noch gnädiglich bewahret hat; Und bin ich eine grosse, schwere Sünderinn, und kann es dem lieben Gott nicht genug abbitten. Ach, und da hatten noch böse Leute, denen es Gott verzeyh! und Seine eigne Mutter, ihren Spott mit mir, und stieß sie mich aus dem Haus, und bin ich jetzt auf einem elenden Kämmerlein, und habe keinen Freund, ausser Gott und Ihm.

O mein Herzinniglichgeliebter Gottfried! Ich weiß jetzt, daß Er noch lebt, und lobe Gott dafür mit Herz und Mund und singe täglich zwanzigmal: Nun danket alle Gott! Ich bin aber, wie gesagt, verstossen, und Seine Mutter, und Sein Vater auch will nichts mehr von mir hören, und ich bin Ihm doch immer so treu zugethan geblieben, und hab als ein ehrlichs, christlichs Mädchen ihnen gedient, und keusch und ehrbar gelebt, und ich lebe jetzt kümmerlich auf einem kleinen Kämmerlein, und schwemme mein Bett mit Thränen Tag und Nacht, und bin von der ganzen Welt verlassen, nur nicht von dem Gott, der immer noch meines Angesichtes Trost ist und mein Licht. Er wird mich doch nicht auch verlassen, lieber Gottfried? Ich bitt Ihn aus Herzensgrund, komm Er hieher, und reiss Er mich aus meinem Jammer; Es soll Friede werden, sagt man, und da kann Er ja wohl kommen. Ach, ich bitte Ihn um Gottes willen! — Ich kann nicht mehr schreiben; Denn ich sehe nichts vor lau-

ter Thränen, und das Blättlein ist ganz naß. Ich bin auch krank gewesen, und bin jetzt noch schwach, und will Ihm schon noch mehr erzählen, wenn Er nur gewiß hieher kommt. Thu Er das um Gottes willen! Ach und bald. Ich grüsse Ihn und küsse Ihn, und bin Seine bis in meinen Tod getreue

Rosina Brauninn.

Gottfried sank, nach Lesung dieses Briefes, fast in Ohnmacht. Die ganze Nacht brachte er mit Seufzen und Weinen zu, und trat den andern Morgen gleich, in Gottes Namen, seinen Weg nach Erlenburg an.

Vierzigstes Kapitel.

Wie Gottfried von Wien weg und auf Erlenburg zu wandert.

Gottfried hätte freylich durch Böhmen den nächsten Weg nach Erlenburg gehabt. Aber weil in diesem Lande noch immer Krieg war, so getraute er sich nicht, dadurch zu reisen. Man sprach zwar in Wien überall und zuversichtlich davon, der Friede sey völlig geschlossen. Allein dieses Gerücht war schon mehrmals eben so gegangen, ohne daß es nachher bestättigt worden wäre.

Gottfried beschloß also, das Gewisse zu spielen, und nahm seinen Weg durchs Oesterreichische, und marschirte zunächst auf Regenspurg zu.

Der

Der Brief, den ihm seine fromme Rosine geschrieben hatte, machte ihm unterwegs tausend trübe Gedanken. Er stellte sich alles noch ärger vor, als es im Brief selbst stand. Wenn er Abends müd und matt auf einer Herberge ankam, und sein Körper sich nach Ruhe und Erquickung sehnte, und er endlich unter Seufzen und Stöhnen einschlief, so weckten ihn ängstliche und schröckliche Träume immer wieder aus dem Schlaf; Zitternd fuhr er dann im Bett auf; Denn bald kams im Traum ihm vor, als ob Rosine röchelnd ihren Geist aufgebe; Bald arbeitete er an einer Todtenbaar, und wenn er damit fertig war, so lag seine Braut darinn; Bald hörte er die Chorschüler singen, und wenn er jemanden fragte, was denn das bedeute? so gab man ihm zur Antwort: Brauns Rosine wird begraben.

Mit Weinen hub er dann seine Hände zum Himmel auf, und bath Gott: Er möchte doch diesen Traum nicht wahr seyn lassen! — Ach, wenn meine Braut todt ist, so sprach er oft bey sich selber, dann hätt ich mir in Wien lieber meinen Kopf abschlagen lassen. — Traurig nahm er dann seinen Wandersbündel auf den Rücken, und setzte seinen Weg wieder fort. Immer gieng es ihm zu langsam, ob er gleich tapfer drauf losmarschierte; Er wünschte sich die Flügel einer Taube, um nach Erlenburg zu der frommen Rosine hinfliegen zu können. So oft er einen Postknecht antraf, der mit einer leeren Chaise auf die Station, auf die er zugieng, fuhr, so akkordirte er mit ihm und setzte sich um ein Paar Ba-

tzen in die Chaise, um nur wieder eine Stunde seinem lieben Erlenburg und der frommen Rosine näher zu seyn.

So kam er denn auch ziemlich schnell in Regenspurg an. Alles in der Stadt war eben voller Jubel. Acht Postillions ritten und bliesen durch die Straße, wo Gottfried gieng, und Alt und Jung rief mit froher Stimme: Ach, Gottlob, so ists denn endlich wieder Friede! — Diese Nachricht, die unserm Gottfried zu andrer Zeit gewiß äusserst erfreulich gewesen wäre, ließ ihn jetzt ganz kalt und gleichgültig. Was nützt mir der Friede? sagte er bey sich selbst und seufzte. Wüßt ich lieber, ob meine Rosine noch lebt und gesund ist? So machte ihn sein eignes Unglück, da er sonst gewiß weichherzig gnug war, unempfindlich und gleichgültig über eine für so viele tausend Menschen erfreuliche Begebenheit.

Den nächsten Tag wollte er Regenspurg sogleich wieder verlassen; Aber das Marschieren auf der vom schlechten Wetter ganz verdorbnen Landstrasse, der wenige Schlaf, und seine fortwährende Unruhe über das Schicksal seiner Rosine hatten ihn so abgemattet, daß er ohnmöglich fort gehen konnte. Er bekam einen Anfall von Fieber, mußte sich fast immer im Bett aufhalten, und so giengen fünf Tage hin, bis er sich wieder frisch und stark genug fühlte, seine Reise weiter fortzusetzen. Wie lang ihm diese Zeit geworden seyn mag, kann sich jeder vorstellen, der auch schon einmal in seinem Leben sehnlich nach etwas getrachtet hat, und un=

unvermuthet durch dieses oder jenes verhindert wurde, es zu erreichen. Anfangs wollte Gottfried sich gar nicht darein schicken; Da er aber sah, daß alle seine Ungeduld nichts half, da ward er nach und nach geschmeidiger, wendete sich an Gott, und machte sich so selbst seinen Zustand leidlicher. Da er endlich nach fünf Tagen wieder hergestellt war, und sich von seinem Wirth die Rechnung machen ließ, da war diese so stark, daß ihm von seiner ganzen Baarschaft kaum so viel übrig blieb, daß er Nürnberg damit erreichen konnte. Dieß machte ihm vielen Kummer, und hätte ihm dessen noch mehr gemacht, wenn nicht der Gedanke an seine Rosine alles andre aus seinem Herzen verdrungen hätte. Er setzte also seinen Weg wieder fort, ohne viel dran zu denken, wie er sich weiter durchbringen wolle? Nur so viel beschloß er unterwegs bey sich selbst, er woll in Nürnberg sein neues Kleid verkaufen, und sich dadurch neues Zehrgeld verschaffen.

Er sah nun Nürnberg schon vor sich liegen, und da fieng ihm das Herz ziemlich zu pochen an, weil ihm alles wieder einfiel, was da ehedem zwischen ihm und Bärmann und seiner Tochter Juliane vorgefallen war. Er konnte noch immer nicht mit sich selbst einig werden, ob er den Zunftmeister besuchen soll oder nicht, und kam endlich so, noch völlig unentschlossen, in Nürnberg auf der Herberge an.

Der ehemalige Herbergsvater war während seiner Abwesenheit gestorben, seine Wittwe mit ihren Kindern abgezogen, und es wohnten jetzt

neue Leute da, die ihm völlig fremd und unbekannt waren. Das erste, was er that, war, daß er sich nach dem Zunftmeister Bärmann erkundigte. Er sey, hieß es, seit einem Vierteljahre krank, und werde wohl bald sterben. Schon vor Jahr und Tag hab er seine Profession aufgegeben, und seine Vermögensumstände seyen so schlecht beschaffen, daß ihn seine Tochter, die sich sehr gut stehe, gröstentheils allein erhalte. Auch habe der Zunftmeister zwischen der Bürgerschaft und Obrigkeit Händel anzetteln wollen, seine Zunftmeisterstelle sey ihm deßwegen abgenommen worden, und das hab er sich so zu Gemüth gezogen, daß er jetzt ganz schwermüthig sey, und fast mit keinem Menschen rede. Diese übeln Nachrichten machten, daß Gottfrieden alle Lust vergieng, seinen ehemaligen Meister zu besuchen.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Wie es Gottfrieden unterwegs so hart geht, daß er fechten muß.

Gottfried entdeckte drauf dem Herbergsvater, daß er sein neues Kleid, das er ihn sehen ließ, verkaufen wolle. Dieser, der selber Lust dazu hatte, schlug ihm aber ein solches Spottgeld drauf, daß er beschloß, es lieber zu behalten, und sich, wenn sein Geld ausgehen sollte, lieber mit Fechten durchzuschlagen. Er verließ also den nächsten Tag Nürnberg wieder, und dachte: Es werden sich schon gute Seelen finden, die mir etwas weniges

niges von ihrem Ueberfluß mittheilen. Da er nach Schweinfurt kam, und nach einem halben Tage diese Stadt wieder verlassen wollte und den Wirth bezahlte, da war seine Baarschaft bereits bis auf neunzehn Kreutzer zusammen geschmolzen. Damit reißte er noch einen Tag, und nun sah er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, zu fechten, und seinen Zehrpfenning vor den Thüren der Reichen und Begüterten zu suchen. Er konnte sich lange nicht dazu entschliessen; Denn es kam ihn, da ers nicht gewohnt war, allzusauer an. Endlich zwang ihn doch die Noth dazu, und er machte den ersten Anfang damit in einem Dorfe. Zuerst kam er vor des Amtmanns Haus; Zitternd mit glühendrothem Gesicht und niedergeschlagnen Augen bat er stotternd um einen Zehrpfenning und bekam einen baaren Heller in einem Papierchen eingewickelt. Vor ein paar Baurenhäusern bekam er ein Stückchen Brod; Vor ein paar andern ward er mit einem frostigen und unbarmherzigen „Helf Euch Gott!“ abgespeißt. Nun kam er auch vor das Haus des Predigers im Dorf. Nachdem er zweymal geklingelt, und ein paar Minuten hatte warten müssen, sah endlich der Prediger aus dem Fenster, fuhr ihn mit einer rauhen Baßstimme an, und schrie: Was, ihr Tagdieb? Ihr seyd jung und stark, und habt einen guten Kittel auf dem Leib, und bettelt? Schert Euch fort! Mit diesen Worten schlug der Prediger das Fenster zu. Gottfrieden vergieng nun auf Einmal alle Lust, weiter etwas in diesem Dorfe zu suchen. Er gieng auf

die

die Landstrasse. Die Thränen stunden ihm in den Augen. Grosser Gott, ich sey ein Tagdieb? sagte er zu sich selber. Und so unbarmherzig ist ein Prediger der Lehre unsers Heylandes, der die Hungrigen so liebreich speißte, und die Nothleidenden so gern erquickte? Ich wundre mich, daß auch nur Ein Mensch in dem Dorf mir etwas mitgetheilt hat; Denn wie der Hirt ist, sagt man sonst, so ist auch die Heerde. Und dieser Hirt giebt seiner Heerde ein schlechtes Beyspiel. So sagte Gottfried zu sich selbst, und biß in ein trockenes Stück Brod, um seinen Hunger zu stillen. Armuth ist doch wahrlich etwas hartes, dachte er bey sich selbst; Wenn ich einst in Umstände komme, daß ich geben kann, so will ich jedem Dürftigen, und besonders jedem armen reisenden Handwerkspurschen, reichlich geben; Denn ich weiß und erfahr jetzt, was darben heißt. Dieses Gelübde, das er unter freyem Himmel that, hielt er nachher in seinem ganzen Leben treulich, und dachte immer, ich hätt es auch gern gehabt, wenn man mir gegeben hätte. So macht eigne Noth und Elend, das man selbst erfahren hat, gegen fremde Noth und fremdes Elend mitleidig und barmherzig.

Es ward nun Abend, da er sich wieder einem Dorf näherte und den ganzen Tag über noch keinen warmen Bissen genossen hatte. Der Hunger quälte ihn heftig; Er hatte nicht so viel Geld, um sich nur eine Suppe kochen lassen zu können; Also mußte er sich, alles Widerwillens ungeachtet, doch entschliessen, sein Heil nochmals

im Fechten zu suchen. Er fand hie und da gutherzige Seelen, ward aber auch von eben so vielen leer abgewiesen. Bey dem Pfarrer giengs ihm noch schlimmer, als bey dem vorigen. Es ward ihm gedroht, man woll ihn durch den Bettelvogt abprügeln lassen. Nun, so will ich, dacht er bey sich selber, vor keinem Pfarrhaus weiter etwas suchen! Predigen können die Herren wohl: Seyd barmherzig! Aber selbst barmherzig, scheint es, wollen sie nicht seyn. Er gieng nun ins Wirthshaus, zählte da sein Geld zusammen, und fand, daß er, ausser dem Brod, das ihm die Bäurinnen geschenkt hatten, vier baare Kreutzer hatte. Dafür ließ er sich eine Suppe kochen, bezahlte seinen Schlafkreutzer davon, und legte sich mit ziemlich schwachem Magen zu Bette. Ach Gott, dachte er, wenn ich nur mein Erlenburg vollends erreicht hätte! Das ist ein saures Brod, das man vor den Thüren andrer Menschen suchen muß! Wenn ich nur fürs Hungersterben habe, so will ich mich ja gern begnügen, und so wenig fechten, als sichs thun läßt. Gott erbarm sich eines jeden, der sein Leben durch von der Gutthätigkeit und dem Mitleiden seiner Nebenmenschen leben muß! So dachte der arme Gottfried, und schlief endlich unter traurigen Gedanken ein.

Zwey

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Wie Gottfried nun auch einen braven Pfarrer kennen lernt.

Den Morgen drauf ergrief Gottfried wieder seinen Wanderstab, und setzte seinen Weg unter anhaltendem starken Regenwetter fort. Er war ohngefähr anderthalb Stunden weit gegangen, als eine Kutsche hinter ihm drein fuhr, und als sie näher kam, bat er die Leute, die drinn sassen, um einen Zehrpfenning. Er erschrack, da er sah, daß ein Geistlicher mit seiner Frau und einem Kinde drinnen saß. Denn sobald er jetzt einen Geistlichen sah, so dachte er an den unbarmherzigen Priester und Leviten im Evangelio. Er zog schon seinen Hut wieder zurück, als der Prediger seinen Arm aus dem Kutschenschlag streckte, und ihm zwey Kreutzer in den Hut warf. Auch das Kind streckte sein kleines Aermchen aus dem Schlag, und warf ihm ein Stück von einer Torte in den Hut. Ueber diese kindliche Gutherzigkeit schoß unserm Handwerkspurschen eine Thräne ins Auge. Ey, hier könnt ich hinten aufsitzen, dachte er, und sprang der Kutsche nach, aus der der Prediger noch heraus= und mit mitleidigem Gesicht ihm nachsah. In dem Augenblick sah der Kutscher, ein Baurenknecht, sich auch um, und rief ihm mit einem Fluche zu, er sollte sich von der Kutsche wegpacken! — Ey, Michel! sagte der Prediger, seyd Ihr nicht wieder ein unbarmherziger Kerl! Bey so jämmerlichem Wetter einen armen

men Handwerkspurschen diese kleine Wohlthat nicht vergönnen. . . . ! Liebe, indem er sich zu seiner Frau wendete; Wir wollen den armen Menschen zu uns herein nehmen. Sie drückte ihrem Mann die Hand, und machte mit der andern Hand den Schlag auf. Gottfried wollte durchaus nicht in die Kutsche, weil er so beschmutzt sey, und es überhaupt sich nicht schicke; Aber der Prediger und seine Frau nöthigten ihn herein. Gottfried wußte nicht, wo er war; Sein Auge glänzte; Er sah den Prediger wie einen Engel Gottes an, und konnte lange vor Rührung nicht reden. Der Prediger war ein Mann in seinen besten Jahren, mit einem schönen, heitern, offenen und leutseeligen Gesicht. Seine Frau war schön und unschuldig wie ein Engel. Ihr Auge verkündigte lauter Liebe, und ruhte bald auf dem Gesicht ihres Kindes, bald wieder, und noch länger auf dem heitern Antlitz ihres Mannes, oft auch voll Mitleid auf Gottfrieds Gesicht, der bey ihrem Anblick sich aufs lebhafteste an seine fromme Rosine erinnerte. Das Kind, ein offner, muntrer Knabe von etwan sechs Jahren, bedauerte Gottfrieden, daß er so naß worden sey, gab ihm alles, was er noch von seiner Torte übrig hatte, und verlangte von seiner Mutter noch mehr, um es ihm zu geben.

Der Prediger fragte Gottfrieden nun nach seinem Handwerk, wo er her komme, wo er hin wolle? und dergl. Gottfried erzählte ihm alles

offenherzig, und nannte ihm unter andern auch ein Dorf, durch das sein Weg gienge. Gut, da bin ich Pfarrer, sagte der Prediger; Da kann Er mit uns zu Mittag essen, und dann in Gottes Namen seinen Weg weiter fortsetzen. Der gerührte Gottfried wußte nicht, was er auf so viele Güte sagen sagen sollte? Zuletzt aber wurde er immer zutraulicher und offenherziger, weil der Prediger, der seinen guten Verstand und sein gutes Herz merkte, tausend Fragen an ihn that, und durch seine edle menschliche Gesinnungen sein ganzes Herz an sich zog. Er erzählte ihm nun seine ganze Herkunft, seine Begebenheiten in Nürnberg und Wien, und kam endlich auch auf die Geschichte seines Fechtens zu sprechen. Ich muß es nur gestehen, sagte er, mit einer schnell ausbrechenden Röthe im Gesicht und stotternd: Weil ich vor zwey Pfarrhäusern so hart angefahren wurde, so dachte ich von allen Herren Geistlichen übel, und wollte keinen mehr um einen Zehrpfenning ansprechen, bis ich . . . Hier stotterte er noch mehr und ward noch röther. — Da hat Er einen groben Fehler begangen, guter Freund, sagte der Prediger, daß Er von zwey Leuten, die ihrem Stande freylich wenig Ehre machen, sogleich auf den ganzen Stand schließt, und um zweyer harten Pfarrer willen sogleich alle für hart und unbarmherzig hält. Wie wärs, wenn ich so schlöße: Er ist ein guter und geschickter Tischler; Also sind es alle Tischlergesellen? Meynt Er, das wäre recht und wahr? — Nein, das

meyn'

meyn' ich nicht, sagte Gottfried. Sieht Er, fuhr der Prediger fort; Wie's bey seinem Handwerk ist, so ists bey unserm Stand auch. Man fångt an zu stolpern, sobald man von Einem oder etlichen auf alle schließt. Es ist wahr, Ihr Wohlehrwürden! sagte Walther; Ich will kein solcher Narr mehr seyn. Verzeyhen Sie mir nur, daß ich so gerad heraus bekannte! — Ey, sagte der Prediger; Ihm ist gut verzeyhen; Aber schwerer ists bey Leuten, die Gelehrte seyn und gar großen Verstand haben wollen, und uns alle Pfaffen und Heuchler nennen, und uns andre schöne Titel geben, weil sie etlich schlechte Geistliche kennen gelernt haben. Jeder Stand hat seine guten und schlechten Leute. Wenns in unserm Stande lauter gute Leute gåbe, so wårs ein Stand der Engel, und keiner Menschen mehr. Merk Er sich diese Regel überhaupt, nicht nur allein in Absicht auf uns Geistliche! So wird Er in hundert Dingen billiger urtheilen, als der große Haufen. —

Man kam nun gegen Mittag auf das Dorf, wo der Pfarrer Werner — so hieß der brave Mann — zu Hause war. Der Fuhrmann Michel machte große Augen, wie er sah, daß Gottfried mit der Pfarrerinn sogar mit ins Haus und die Treppe hinaufgieng. — Hier, Michel! sagte der Pfarrer, ist Euer Trinkgeld, und da noch etwas für den armen Menschen hier; Wir sind nun doch nach Haus gekommen und die Pferde

 haben

haben sich nicht todt gezogen, obgleich der Handwerkspursche mitfuhr. Nicht wahr? — Je Herr! sagte Michel; Ich habs eben nicht so bös gemeynt. Künftig aber solls, bey meiner Treu! nicht mehr geschehen! Ich bedanke mich gar schön fürs Trinkgeld. Schicken Sie bald wieder! —

Sobald die Pfarrerinn mit Gottfried in die Stube trat, so hüpften ihr zwey andre Kinder, die noch jünger waren als der Knabe, der mitgefahren war, entgegen, hiengen sich an ihren Arm, herzten und küßten sie, und fragten, was die Mutter ihnen schönes mitgebracht habe? Diese nahm eins nach dem andern auf den Arm, drückte jedem ein halb Dutzend herzliche Küsse auf die Backen, und theilte nun ihre Kostbarkeiten aus. Unterdessen kam der Pfarrer auch aufs Zimmer, zog sich aus, legte seinen Schlafrock an, und stopfte eine Pfeife. — Er ist wohl auch Liebhaber? sagte er zu Gottfried, und als dieser schüchtern Ja sagte, gab er ihm auch eine Pfeife, und sagte: Komm Er nun! Wir wollen auf meine Studierstube, bis das Essen fertig ist! Koch fein etwas gutes und recht kräftiges, Liebe! —

Gottfried guckte gewaltig, da er die Menge Bücher auf der Studierstube erblickte, und konnte sich nicht enthalten, seine Verwunderung darüber an den Tag zu legen. Die könne man, meynte er,

er, ja in funfzig Jahren nicht durchlesen. Der Pfarrer lächelte, und sagte: Zum Durchlesen sind sie freylich nicht alle da, mein lieber Walther. Mit den Büchern gehts, wie mit den Kleidern. Manche trägt man kaum des Jahrs einmal, und oft wärs auch da nicht nöthig, und doch muß man sie des Brauchs wegen haben. Ich weiß eigentlich nur Ein Buch, das uns und allen Menschen immer nützlich und so unentbehrlich, wie das Hemd ist. Sieht Er, das ist dieses Buch, indem er ihm die Bibel aufgeschlagen hinboth. Wer von diesem Buch nichts weiß, oder nichts draus gehen läßt, der ist ärmer als ein Bettler, und zwar grade zu der Zeit, wenn er am meisten nöthig hat. Er sieht dieß Buch doch auch für das an, wofür ichs ansehe? — Ja, Ihr Wohlehrwürden, sagte Gottfried; Dafür seh ichs auch an, und hab auch schon selber oft erfahren, daß Sie Recht haben. — Bleib Er diesem Glauben treu! So wirds Ihm wohl gehn, sagte der Pfarrer Werner mit gerührter Stimme, und klopfte Gottfrieden auf die Schulter. So unterhielt sich der Prediger noch eine gute Zeit mit ihm und gab ihm allerley gute Lehren, bis sein Knabe auf das Zimmer gesprungen kam, zum Essen rief, und dem Vater mit Jauchzen erzählte: Man habe sein Leibessen, nehmlich Eyerkuchen.

Gottfried ließ sich das Essen herrlich wohl schmecken, da er schon eine ziemliche Zeit keine so

gute Mahlzeit gethan hatte. Der Pfarrer und seine liebe Frau sprachen ihm auch tapfer zu, schenkten ihm auch fleißig Wein ein, daß er ganz lustig und gutes Muths wurde. Nach dem Essen wollt er seinen Abschied nehmen. Weil aber der Regen nicht nur immer noch anhielt, sondern auch noch heftiger wurde, so redeten ihm der Pfarrer und seine Frau zu, in ihrem Dorf zu übernachten. Wir haben zwar kein leeres Bett in unserm Hause, sagte der Pfarrer; Aber ich will schon Anstalt machen, daß es Ihn im Wirthshaus nichts kostet. Gottfried machte anfangs Komplimente, und wollte nicht bleiben; Aber auf ernstliches Anhalten ließ er sichs gefallen, und willigte mit Freuden ein.

Er brachte nun den übrigen Theil des Tages im Schoos dieser liebenswürdigen Familie auf die angenehmste Weise zu, spielte mit den Kindern, die bald mit ihm vertraut wurden, und hundert neugierige Fragen an ihn thaten, und war so vergnügt, als ob er in seinem eignen Hause wäre; Besonders setzte er sich dadurch bey den Kindern völlig in Gunst, daß er ihnen allerley Figuren von Blumen, Laubwerk, Vögeln und dergl. zeichnete. Der ältere Knabe wollte das gleich auch lernen, und zeichnete ihm die Figuren ziemlich glücklich nach.

Gottfried aß noch mit dem rechtschaffnen Prediger zu Nacht, und wurde dann von der Magd in das Wirthshaus geführt, nachdem er

vorher hatte versprechen müssen, morgen noch in dem Pfarrhause zu frühstücken. Der Wirth, der durch den Pfarrer schon von seinem Gast benachrichtigt worden war, empfieng unsern Gottfried mit der grösten Freundlichkeit. Es war ein ganzer Tisch voll Bauren da, die ihn auch auf das freundlichste bewillkommten, weil sie durch den Wirth schon von ihm gehört hatten. Der älteste unter ihnen, der zugleich Schulze im Dorf war, nöthigte ihn, sich zu ihnen an den Tisch zu setzen, und schenkte ihm sogleich ein Glas Bier ein, ließ auch gleich darauf Wein kommen. Wir thun uns, sagte ein alter, eißgrauer Mann, heut eine Gutthat an, weil wir in der Zeitung gelesen haben, daß der liebe Gott uns nun endlich wieder den lieben Frieden geschenkt hat. Er wird sich hoffentlich auch drüber freuen, Herr Landsmann? Also lass Er sichs wohl schmecken. Gottfried mußte nun die Gesundheit der hohen Häupter, die den Frieden geschlossen hatten, mit trinken, und mit dem Schulzen und den übrigen Bauren, die grösstentheils Gerichtsmänner waren, anstossen. Drauf tranken sie die Gesundheit ihres Pfarrers, und brachen so einstimmig in sein Lob aus, daß Gottfried im Innersten dadurch gerührt wurde. Nun erzähl Er uns doch auch, Herr Landsmann, sagte der Schulze, wie Er mit unserm lieben Herrn bekannt worden ist? — Gottfried erzählte ihnen alles umständlich, und mit vieler Wärme. Dem Schulzen stand dabey eine Thräne im Auge. Ja, das ist ein Herre, sagte er, nach

dem Herzen Gottes. Wie er prediget, so thut er. Aber, Landsmann, muß er nicht auch sagen, daß uns unser Herr recht lieb hat und mit uns zufrieden ist? — Ja, das ist er, versetzte Gottfried; Er hat mir recht viel Gutes von seiner Gemeinde gesagt, und alle seine Pfarrkinder recht gerühmt.

Die Bauren tranken nun noch einmal die Gesundheit ihres Pfarrers. — Wenn einer bey uns nicht seelig wird, sagte einer von den Bauren, so wird ers nirgends. Denn unser Herre führt uns so recht an der Hand in den Himmel. Wenigstens liegt die Schuld an ihm gewiß nicht, wenn einer von uns verlohren geht. — So redeten sie noch lang, und Gottfried gieng erst spät zu Bette, und schlief unter tausend Seegenswünschen für den braven Pfarrer Werner ein, und wachte erst am Morgen drauf um sieben Uhr auf.

Als er in die Wirthsstube kam, da war schon der Schulze da, und redete ihn, nach Anwünschung eines guten Morgens, also an: Wir haben gestern Abends noch seinetwegen mit einander gesprochen, Herr Landsmann, und da schoßen wir für ihn etwas zum Zehrpfenning zusammen, und vom Kirchenheiligen ist auch etwas dabey. Nehm Er nicht übel, daß es nicht mehr ist, und verzehr Ers gesund, und denk Er manchmal noch an uns! Der Wirth will ihn

mit

mit seinen Schimmeln in das nächste Städtchen führen lassen. — Ja, das will ich thun, sagte der Wirth; Er darf nur sagen, wie bald es gehen soll? — Gottfried war über alles dieses so gerührt, daß er sich die Augen abwischen mußte, und wollte das Geld lange nicht annehmen. Der Schulze ließ nicht nach, und sagte, er soll ihn doch nicht betrüben, und das Geld annehmen! —

Nach den herzlichsten Danksagungen gieng Gottfried in das Haus des Pfarrers. Die Kinder hüpften ihm gleich an die Treppe entgegen, und wünschten ihm einen guten Morgen. Der Pfarrer fragte ihn, wie er geschlafen habe? gab ihm eine Pfeife, und nun tranken sie zusammen Kaffee. Gottfried erzählte ihm mit vieler Herzlichkeit, wie gutthätig sich seine Bauren gegen ihn bewiesen hätten. Der Pfarrer Werner bezeugte seine Freude über diese Nachricht, und sagte: Es freut mich, daß doch meine Lehren etwas fruchten. Auch ist mirs deßwegen lieb, daß Er nun nach Haus kommen kann, ohne noch einmal fechten, und — dieß sagte er mit einem bedeutenden Lächeln — vor den Pfarrhöfen anklopfen zu dürfen. Das Geld ist doch so viel, daß es bis nach Erlenburg reicht? — Ich habs noch nicht gezählt, sagte Gottfried; Aber es ist viel; Ich glaube, mehr noch als ich brauche. Er nahm nun das Papier, in dem das Geld war, heraus, zählte es, und da war es drittehalb Gulden. O, das ist

mehr als zu viel, sagte Gottfried, mit glühendem Gesicht. Mir thuts nur leid, daß die Bauren . . . Sey Er ruhig! sagte der Pfarrer; Es macht meine Bauren nicht arm, und das Kapital ist an einem Ort angelegt, wo es gewiß seine Zinsen richtig abwirft. — Ja, sagte Walther; Gott vergelts Ihnen, und den guten Leuten tausendfach, was Sie an mir gethan haben! Ich wills hundertmal daheim erzählen, was ich hier für gute Menschen fand.

Nach einer halben Stunde, da Gottfried tüchtig gefrühstückt, und noch einen ganzen Pack, den die Pfarrerinn ihm gab, zu sich gesteckt hatte, nahm er von der liebenswürdigen Familie seinen Abschied. Er gab dem Pfarrer und seiner lieben Frau die Hand, drückte sie herzlich, und das Herz ward ihm so weich, die Augen standen ihm so voll Wasser, daß er eilen mußte, um seiner Empfindung Luft zu machen.

Nach einer Viertelstunde rasselte die offne Chaise schon mit ihm auf der Landstrasse. Die ganze Schöpfung umher stand in vollem Glanze. Alle Regenwolken waren am Himmel weggeschwunden, und die Sonne hieng in reinster Klarheit in der blauen Höhe, wo ein Chor von Lerchen schwebte, und dem anbrechenden Frühling frölich entgegen sang. Gottfrieds Seele war voll Andacht und hub sich zum klaren Himmel auf. Er schickte heisse Wünsche für das Wohl des braven

Pfarrer Werners zu dem Throne Gottes. Wenn es lauter solche Pfarrer gäbe, sagte er zu sich selbst, dann wäre unsre Welt ein Paradies. Wie viel Gutes kann ein einziger Mann auf der Welt stiften, wenn er seine Kräfte braucht, und gut und fromm ist! Gott, erhalt doch diesen frommen Mann seinen guten, frommen Bauren lange! O wie viel will ich meinem Vater und meiner lieben Rosine von ihm erzählen! — Bey dem Gedanken an Rosinen ward ihm das Herz noch weicher. Ach, so dachte er; Wenn ich sie nur recht gesund antreffe! — Wenn sie nicht mehr lebte, oder krank wäre . . . ? Auf Einmal war nun seine, noch kurz vorher so heitre Seele düster und von Traurigkeit umwölkt. Ein trauriger und ängstlicher Gedanke verdrang den andern. So gieng das fort, bis er frühzeitig in dem Städtchen anlangte, wohin ihn der Bauerknecht zu führen den Auftrag hatte.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Etwas von einem Malefikanten und einem Wirth.

Gottfried stieg vor dem Thore draussen ab, und grief in seine Tasche, um dem Knecht ein Trinkgeld zu geben. Dieser aber nahm durchaus nichts an. Sein Herr habs ihm verbothen, sagte er, und ihm bedeutet, er schick ihn gleich aus dem Dienst, wenn er auch nur einen Heller annehme. Gottfried steckte also sein Geld wieder

ein, und trug dem Knecht noch tausend herzliche Danksagungen an den Pfarrer, seinen Herrn, den Schulzen und die andern Bauren auf, nahm seinen Bündel auf den Rücken und gieng in das Städtchen. Es war ein grosser Auflauf, da er auf den Markt kam. Man führte eben einen armen Sünder von dem Rathhaus weg, wo man ihm das Urtheil verlesen hatte, um ihn zu enthaupten. Gottfrieden schauderte die Haut, da er den armen Menschen sah, der ein gutes Aussehn hatte, und nicht älter als er, zu seyn schien.— Gott! so dachte er: Vor einem Vierteljahre hätt ich auch in diesen Jammer kommen können, und Du hast mich gnädig draus errettet. Ach, ich weiß, was Todesangst ist. Steh dem armen Menschen bey in seiner letzten Stunde! — Er sah unter dem Haufen neugieriger Personen viele, die ganz leichtsinnig waren, mit einander schäckerten und lachten. Wenn Ihr wüßtet, dachte er, was das heisse, einen solchen Tod vor Augen sehen; Wenn Ihr nur den tausendsten Theil von der Angst fühltet, die da einem auf dem Herzen liegt, o, Ihr würdet Euch in Ewigkeit eures Leichtsinnes schämen. — Er drängte sich aus dem Gewühl heraus, und gieng mit traurigen Gedanken auf die Herberge.

Er bestellte da sich ein Essen, und unterhielt sich drauf im Gespräch mit dem Wirth, den er fragte, was der arme Mensch, den man zum Tode führe, verbrochen habe? Was? und er weiß

nichts davon? sagte der Wirth. Spricht man doch davon im ganzen Land. Einen todtgeschlagen hat er, da im Ochsen drüben, in der Stube, wo das Fenster offen steht. Hat Er also gar noch nichts davon gehört? Er muß weit her kommen. Sieht er, der Malefikant heißt Jakob Gerber, und ist aus dem Städtchen hier. Seine Eltern leben noch, sind brave, fromme, stille Leute; Und der Jakob war ein Schuster seines Handwerks; Und man konnt ihm eben sonst nichts unrechtes nachsagen. Führt ihn da der Teufel zum Spiel hin; Seine Kammeraden fangen Händel mit ihm an, und er schlägt seinen Nebengesellen, seinen besten Freund todt, daß ihms Gott verzeyh! Und nun thut man ihm eben sein Recht an, wie sichs gehört. Ich hätt ihn rädern lassen, wenn ich Herr gewesen wäre. — Und warum das? fragte Gottfried, am ganzen Leib zitternd. Je, warum? antwortete der Wirth ganz kalt. Er fragt ja, wie ein Kind, wenn Ers nicht übel nimmt. Der Kerl ist ja ein Mörder; Und mit einem Mörder darf man kein Mitleiden haben. Mit diesen Worten gieng er weg, um einem Gäst ein Glas Bier einzuschenken. — Kein Mitleiden haben? sagte Gottfried zu sich selber. Ists möglich, daß ein Mensch so hart seyn kann? Freylich ist es etwas schröckliches um einen Mörder. Aber ist denn einer, wie der andre? Der, der einen bey einer Schlägerey, vermuthlich wider seinen Willen, umbringt, ist nicht besser als ein Strassenräuber? Dem armen Menschen

schen giengs gerade, wie's mir hätte gehen können; Und ich hätte nicht einmal Mitleiden verdient? Ach Gott, wie kann ich Dir gnug dafür danken, daß Du aus dem Jammer mich erlößt hast! — So dachte Gottfried, und ließ sich mit dem Wirth in kein Gespräch mehr ein. Er aß seine Suppe, und war immer noch mit traurigen Gedanken an den Unglücklichen beschäftigt, als eben ein Bürger aus dem Städtchen in die Stube trat, und indem er noch die Thürschnalle in der Hand hielt, schon herein rief: Es ist alles gut gegangen! Man hat ihm den Kopf schön weggeputzt! — Gottlob! sagte Gottfried. — Ja, man darf wohl sagen, Gottlob! sagte der Bürger; Ich hatte mit dem armen Schelm recht viel Mitleiden; Er ist so unschuldig dazu gekommen. Ich hätt ihm, meiner Seel! das Leben geschenkt. — Kaum hörte das der Wirth, so kam er herzu, und fieng mit dem Bürger einen langen Streit an. Beyde wurden heftig, und jeder stritt mit Nachdruck für seine Meynung. Gottfried mischte sich nicht mit in den Streit, gab aber oft dem, was der Bürger sagte, mit Kopfnicken seinen Beyfall.

Nach einer halben Stunde hatte er gegessen, und gieng weiter, nachdem er vorher dem Wirth seine, hoch genug angesetzte Zeche bezahlt hatte.

Vier

Vier und vierzigstes Kapitel.

Beschluß des ersten Theils von Gottfrieds Lebensgeschichte.

Auf der noch übrigen Reise begegnete Gottfrieden nichts mehr, was besonders bemerkt zu werden verdiente. Je näher er seinem Geburtsstädtchen kam, desto schärfer marschierte er drauf los, so daß er den folgenden Abend um vier Uhr schon den Kirchthurm von Erlenburg in blauer Ferne vor sich sah. Das Herz schlug ihm stärker und stärker, je deutlicher er nach und nach Thurm und Häuser von einander unterscheiden konnte. Es war ihm gar sonderbar zu Muth. Bangigkeit und Freude wechselten in seinem Herzen alle Augenblicke mit einander ab. Die Besorgnis, wie er seine Rosine wohl antreffen werde, wachte in ihm in ihrer ganzen Stärke auf, so daß er zitterte und bebte.

Nun war schon Erlenburg so nah, daß ihm jeder Baum, jede Hecke, jeder grüne Platz bekannt war. Alles kam ihm aber kleiner und enger vor, als ehemals. Freylich hatte er auf seiner Wanderschaft weitere Aussichten, grössere Gärten und höhere Häuser gesehen, gegen die ihm das, was er jetzt vor sich sah, klein vorkommen mußte. Da er zwischen den Baum- und Kohlgärten durchgieng, und nun auch bey dem seinigen vorbey kam, da fielen ihm alle Freuden

seiner Kindheit, die er da genossen hatte, wieder ein, und er fühlte dabey eine Art von süsser Wehmuth. Er kam nun an den Gottesacker nah am Thor. Hier liegt deine Mutter! fiel ihm plötzlich ein, und in dem Augenblicke war sein Auge voll Wasser. Ach, daß du schon todt bist! rief er, liebe, treue Mutter! Ach, daß ich Dich nicht mehr sehen und antreffen soll! Er stund eine Weile still, sah mit unverwandten Augen nach dem Gottesacker hin, und schlug die Hände in einander; Endlich wischte er sich die Thränen ab, und gieng beym Thor hinein.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Miller, Johann Martin, 1750-1814

Die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und des Städtleins Erlenburg Ein Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelstand

Bd.: 1

Ulm (1786)

P.o.germ. 934 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114792-8
VD18 80379907-001